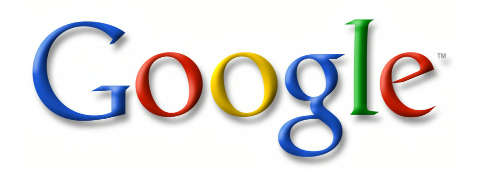
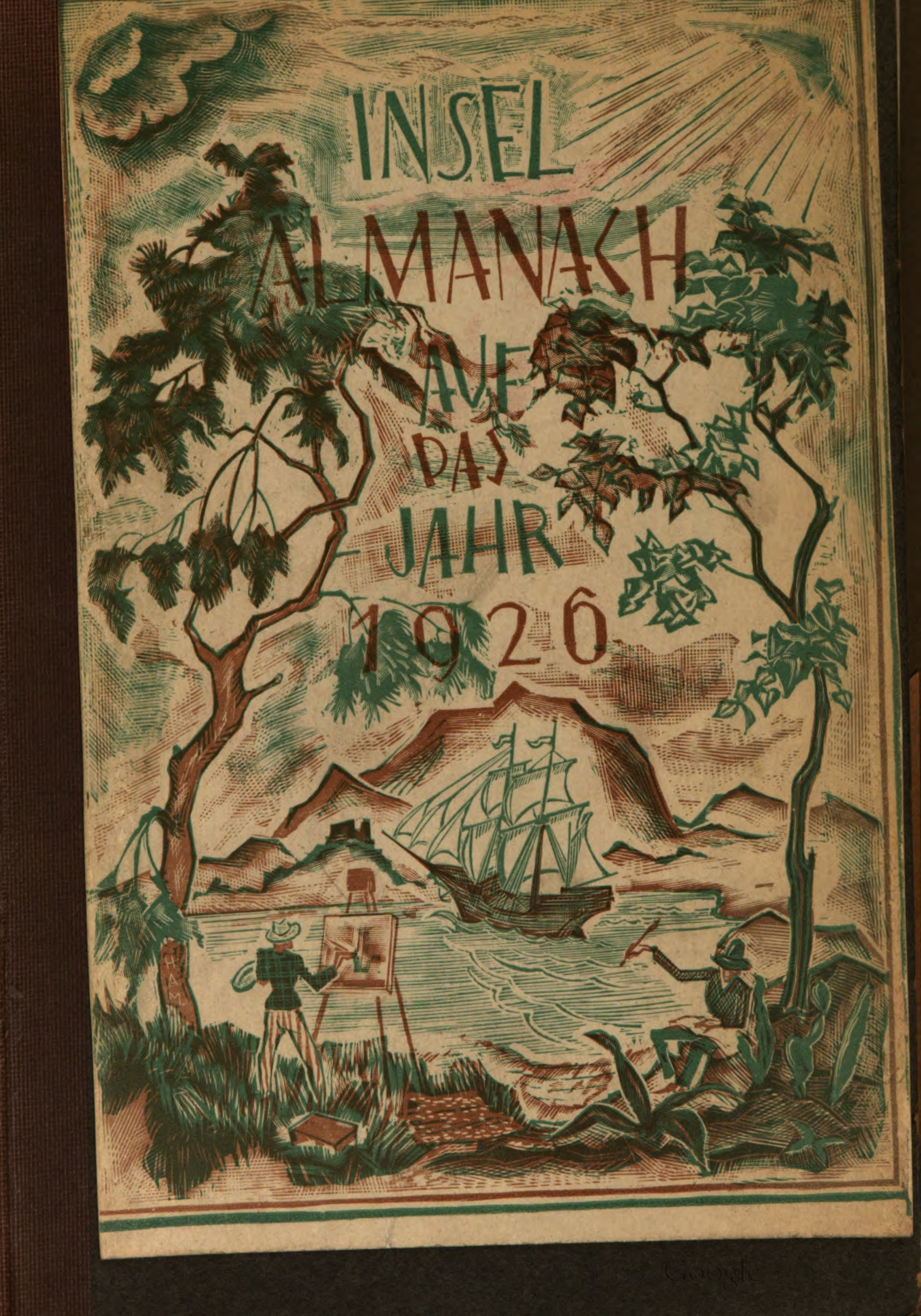
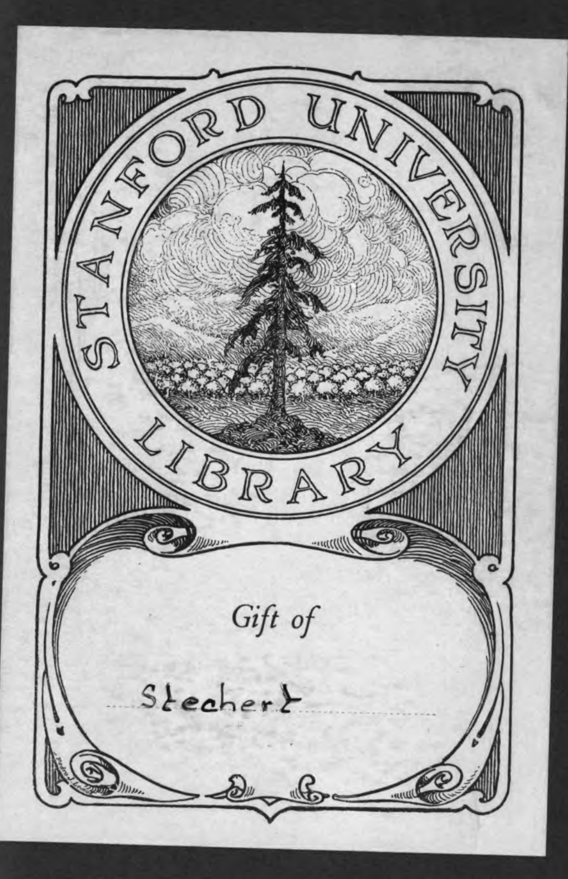
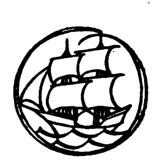



INSEL
ALMANACH
AUF
DAS
JAHR
1926


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARY
Gift of
Stechert



INSEL ALMANACH

AUF DAS JAHR

1926

LEIPZIG · IM INSEL-VERLAG



KALENDARIUM

Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
Sind Schlüssel aller Kreaturen,
Wenn die, so singen oder küssen,
Mehr als die Tiefgelehrten wissen,
Wenn sich die Welt ins freie Leben
Und in die Welt wird zurückbegeben,
Wenn dann sich werden Licht und Schatten
In echter Klarheit wieder gatten
Und man in Märchen und Gedichten
Erkennt die wahren Weltgeschichten,
Dann fliegt vor Einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Wesen fort.

Novalis



JANUAR

1	Neujahr	
2	Sonnabend	
3	Sonntag n. Neujahr	
4	Montag	
5	Dienstag	
6	Epiphanias (Heil. 3 Könige)	
7	Donnerstag	☾
8	Freitag	
9	Sonnabend	
10	1. Sonntag n. Epiphanias	
11	Montag	
12	Dienstag	
13	Mittwoch	
14	Donnerstag	●
15	Freitag	
16	Sonnabend	
17	2. Sonntag n. Epiphanias	
18	Montag	
19	Dienstag	
20	Mittwoch	☽
21	Donnerstag	
22	Freitag	
23	Sonnabend	
24	3. Sonntag n. Epiphanias	
25	Montag	
26	Dienstag	
27	Mittwoch	
28	Donnerstag	○
29	Freitag	
30	Sonnabend	
31	Septuagesima	

FEBRUAR

1	Montag	
2	Mariä Lichtmeß	
3	Mittwoch	
4	Donnerstag	
5	Freitag	
6	Sonnabend	☾
7	Sexagesima	
8	Montag	
9	Dienstag	
10	Mittwoch	
11	Donnerstag	
12	Freitag	●
13	Sonnabend	
14	Estomihi	
15	Montag	
16	Fastnacht	
17	Aschermittwoch	
18	Donnerstag	
19	Freitag	☽
20	Sonnabend	
21	Invocavit	
22	Montag	
23	Dienstag	
24	Mittwoch	
25	Donnerstag	
26	Freitag	
27	Sonnabend	○
28	Reminiscere	

MÄRZ		
1	Montag	
2	Dienstag	
3	Mittwoch	
4	Donnerstag	
5	Freitag	
6	Sonnabend	
7	Oculi	☾
8	Montag	
9	Dienstag	
10	Mittwoch	
11	Donnerstag	
12	Freitag	
13	Sonnabend	
14	Lätare	●
15	Montag	
16	Dienstag	
17	Mittwoch	
18	Donnerstag	
19	Freitag	
20	Sonnabend	
21	Judica	☽
22	Montag	
23	Dienstag	
24	Mittwoch	
25	Donnerstag	
26	Freitag	
27	Sonnabend	
28	Palmarum	
29	Montag	○
30	Dienstag	
31	Mittwoch	

APRIL		
1	Gründonnerstag	
2	Karfreitag	
3	Sonnabend	
4	Ostersonntag	
5	Ostermontag	☾
6	Dienstag	
7	Mittwoch	
8	Donnerstag	
9	Freitag	
10	Sonnabend	
11	Quasimodogeniti	
12	Montag	●
13	Dienstag	
14	Mittwoch	
15	Donnerstag	
16	Freitag	
17	Sonnabend	
18	Misericordias Domini	
19	Montag	
20	Dienstag	☽
21	Mittwoch	
22	Donnerstag	
23	Freitag	
24	Sonnabend	
25	Jubilate	
26	Montag	
27	Dienstag	
28	Mittwoch	○
29	Donnerstag	
30	Freitag	

MAI

1	Sonnabend	
2	Kantate	
3	Montag	
4	Dienstag	
5	Mittwoch	☾
6	Donnerstag	
7	Freitag	
8	Sonnabend	
9	Rogate	
10	Montag	
11	Dienstag	●
12	Mittwoch	
13	Himmelfahrt	
14	Freitag	
15	Sonnabend	
16	Exaudi	
17	Montag	
18	Dienstag	
19	Mittwoch	☽
20	Donnerstag	
21	Freitag	
22	Sonnabend	
23	Pfingstsonntag	
24	Pfingstmontag	
25	Dienstag	
26	Mittwoch	
27	Donnerstag	○
28	Freitag	
29	Sonnabend	
30	Trinitatis	
31	Montag	

JUNI

1	Dienstag	
2	Mittwoch	
3	Fronleichnam	☾
4	Freitag	
5	Sonnabend	
6	1. Sonntag nach Trinitatis	
7	Montag	
8	Dienstag	
9	Mittwoch	
10	Donnerstag	●
11	Freitag	
12	Sonnabend	
13	2. Sonntag nach Trinitatis	
14	Montag	
15	Dienstag	
16	Mittwoch	
17	Donnerstag	
18	Freitag	☽
19	Sonnabend	
20	3. Sonntag nach Trinitatis	
21	Montag	
22	Dienstag	
23	Mittwoch	
24	Donnerstag	
25	Freitag	○
26	Sonnabend	
27	4. Sonntag nach Trinitatis	
28	Montag	
29	Peter und Paul	
30	Mittwoch	



JULI

1	Donnerstag	
2	Freitag	☾
3	Sonnabend	
4	5. Sonntag nach Trinitatis	
5	Montag	
6	Dienstag	
7	Mittwoch	
8	Donnerstag	
9	Freitag	
10	Sonnabend	●
11	6. Sonntag nach Trinitatis	
12	Montag	
13	Dienstag	
14	Mittwoch	
15	Donnerstag	
16	Freitag	
17	Sonnabend	
18	7. Sonntag nach Trinitatis	☽
19	Montag	
20	Dienstag	
21	Mittwoch	
22	Donnerstag	
23	Freitag	
24	Sonnabend	
25	8. Sonntag nach Trinitatis	○
26	Montag	
27	Dienstag	
28	Mittwoch	
29	Donnerstag	
30	Freitag	
31	Sonnabend	☾

AUGUST

1	9. Sonntag nach Trinitatis	
2	Montag	
3	Dienstag	
4	Mittwoch	
5	Donnerstag	
6	Freitag	
7	Sonnabend	
8	10. Sonntag n. Trinitatis	●
9	Montag	
10	Dienstag	
11	Mittwoch	
12	Donnerstag	
13	Freitag	
14	Sonnabend	
15	11. Sonntag nach Trinitatis	
16	Montag	☽
17	Dienstag	
18	Mittwoch	
19	Donnerstag	
20	Freitag	
21	Sonnabend	
22	12. Sonntag nach Trinitatis	
23	Montag	○
24	Dienstag	
25	Mittwoch	
26	Donnerstag	
27	Freitag	
28	Sonnabend	
29	13. Sonntag nach Trinitatis	
30	Montag	☾
31	Dienstag	



SEPTEMBER

1	Mittwoch	
2	Donnerstag	
3	Freitag	
4	Sonnabend	
5	14. Sonntag nach Trinitatis	
6	Montag	
7	Dienstag	●
8	Mittwoch	
9	Donnerstag	
10	Freitag	
11	Sonnabend	
12	15. Sonntag nach Trinitatis	
13	Montag	
14	Dienstag	
15	Mittwoch	☽
16	Donnerstag	
17	Freitag	
18	Sonnabend	
19	16. Sonntag nach Trinitatis	
20	Montag	
21	Dienstag	○
22	Mittwoch	
23	Donnerstag	
24	Freitag	
25	Sonnabend	
26	17. Sonntag nach Trinitatis	
27	Montag	
28	Dienstag	☾
29	Mittwoch	
30	Donnerstag	

OKTOBER

1	Freitag	
2	Sonnabend	
3	18. Sonntag nach Trinitatis	
4	Montag	
5	Dienstag	
6	Mittwoch	●
7	Donnerstag	
8	Freitag	
9	Sonnabend	
10	19. Sonntag nach Trinitatis	
11	Montag	
12	Dienstag	
13	Mittwoch	
14	Donnerstag	☽
15	Freitag	
16	Sonnabend	
17	20. Sonntag nach Trinitatis	
18	Montag	
19	Dienstag	
20	Mittwoch	
21	Donnerstag	○
22	Freitag	
23	Sonnabend	
24	21. Sonntag nach Trinitatis	
25	Montag	
26	Dienstag	
27	Mittwoch	
28	Donnerstag	☾
29	Freitag	
30	Sonnabend	
31	Reformationsfest	



NOVEMBER	
1	Aller Heiligen
2	Aller Seelen
3	Mittwoch
4	Donnerstag
5	Freitag
6	Sonnabend
7	23. Sonntag nach Trinitatis
8	Montag
9	Dienstag
10	Mittwoch
11	Donnerstag
12	Freitag
13	Sonnabend
14	24. Sonntag nach Trinitatis
15	Montag
16	Dienstag
17	Bußtag
18	Donnerstag
19	Freitag
20	Sonnabend
21	Totenfest
22	Montag
23	Dienstag
24	Mittwoch
25	Donnerstag
26	Freitag
27	Sonnabend
28	1. Advent
29	Montag
30	Dienstag

DEZEMBER	
1	Mittwoch
2	Donnerstag
3	Freitag
4	Sonnabend
5	2. Advent
6	Montag
7	Dienstag
8	Mariä Empfängnis
9	Donnerstag
10	Freitag
11	Sonnabend
12	3. Advent
13	Montag
14	Dienstag
15	Mittwoch
16	Donnerstag
17	Freitag
18	Sonnabend
19	4. Advent
20	Montag
21	Dienstag
22	Mittwoch
23	Donnerstag
24	Freitag
25	1. Weihnachtsfeiertag
26	2. Weihnachtsfeiertag
27	Montag
28	Dienstag
29	Mittwoch
30	Donnerstag
31	Silvester

SZENISCHER PROLOG ZUR NEUERÖFFNUNG DES JOSEF-STÄDTER THEATERS

VON HUGO VON HOFMANNSTHAL

Die Dekoration zum „Diener zweier Herren" von Goldoni ist gestellt. Die Personen der ersten Szene (Doktor, Pandolfo und Tebaldo) sind auf der Szene.

Doktor: Hier haben Sie meine Hand. Es bleibt dabei.

Pandolfo: Es bleibt dabei.

Truffaldino (*in der Kulisse sichtbar, sucht von der Bühne ins Haus zu sehen*).

Pandolfo (*fortfahrend, nachdem er beunruhigt auf Truffaldino hingesehen*): Heute Verlobung und morgen Hochzeit. Unser junges Volk ist so ineinander verliebt. – Sie sollen Zeuge sein. (*Er winkt Truffaldino, zu verschwinden.*)

Tebaldo: Viel Ehre.

Truffaldino (*hinter ihm Smeraldina, suchen ins Publikum zu sehen*).

Tebaldo (*nochmals um die Unterbrechung zu verdecken*): Viel Ehre.

Pandolfo: Man kann wohl sagen, hier hat der Himmel seine Hand im Spiele gehabt. (*Für sich.*) Was will der Bursche! Zu früh! Truffaldino! Fort! Zu früh!

Doktor (*dreht sich beunruhigt um*).

Souffleur (*sehr merklich*): Ohne den plötzlichen Tod des jungen Rasponi –

Pandolfo (*mit Energie*): Ohne den plötzlichen Tod des jungen Rasponi wären wir wohl nie Schwäger geworden!

Smeraldina (*sucht Truffaldino, dessen Neugier nicht zu bezähmen ist, vom Betreten der Bühne abzuhalten*).

Tebaldo: Was, der junge Rasponi ist tot?

Truffaldino (*reißt sich von Smeraldina los und tritt auf. Indessen er seine ersten Worte sagt, sucht er eine Stellung zu gewinnen, in der er den ganzen Zuschauerraum überblicken kann, und spricht dabei mit sichtlicher Zerstreutheit seinen Text*): Übrigens habe ich die Ehre, mit aller Hochachtung zu sein Euer Hochedelgeborener dienstwilliger Diener und Freund –

Tebaldo: Was, der junge Rasponi tot?! (*Zu Truffaldino*): Tritt ab! Verschwinde! Du bist zu früh aufgetreten!

Pandolfo und Souffleur: Tot! Er ist ermordet worden! In einer Gesellschaft wilder junger Leute!

Inspizient (*zu Truffaldino*): Zurück! Abtreten!

Doktor (*zu Truffaldino*): Unauffällig abgehen! Sie sind zu früh aufgetreten! Verschwinden Sie, bevor das Publikum was merkt!

Souffleur: Der Liebhaber seiner Schwester, den er nicht leiden konnte –

Pandolfo (*verliert die Fassung*).

Doktor: Wenn er nicht sofort abgeht, schmeißt er uns das Stück, bevor es noch angefangen hat!

Inspizient (*links vorne, sucht Truffaldino durch Zeichen wegzuschaffen*).

Truffaldino: Laßt mich doch einen Blick auf das neue Haus werfen, man ist doch neugierig! So eine stattliche Versammlung! So viel hübsche Frauen! Und alle sind sie begierig! gespannt! und auf uns! Man ist doch kein Holzklotz! man hat doch ein Herz in der Brust! Man möcht

doch Bekanntschaft machen! (*Sie bemühen sich, ihn von der Rampe fortzuziehen.*) Es geht doch etwas aus von einem solchen Anblick! Es liegt doch etwas in der Luft! Das ist doch wie bei einer ersten Begegnung mit einer Person, von der wir viel gehört haben und die uns, wenn wir ihr zu gefallen vermöchten, sehr beglücken könnte. Man will doch einen Eindruck machen.

Pedant (*indem er die Arme übereinanderschlägt*): Den macht man durch Leistungen.

Truffaldino: Oh, du kennst die Welt schlecht! Alles hängt davon ab, wie man sich präsentiert. Der erste Moment entscheidet. Es ist genau wie bei den Frauen. Ein Wort zu wenig – und die schönste Gelegenheit ist vertan.

Erster: Aber ein Wort zu viel verdirbt alles!

Zweiter: Wir haben uns das Versprechen gegeben, keine Reden zu halten, sondern in aller Bescheidenheit hier einzutreten. Es ist auf diesen Brettern schon genug Theater gespielt worden, und wir wollen nichts tun, als weiterspielen. Man dichtet unserer Truppe allerlei Ehrgeiz an, und man wird uns nichts durchgehen lassen, was man andern durchgehen läßt.

Dritter: Wer das „Glas Wasser" im alten Burgtheater gesehen hat, dem werden wir nicht erzählen, wie man Theater spielt.

Truffaldino (*sanft*): Man wird mich nicht davon abbringen, daß die Herrschaften (*er schiebt sich näher an die Rampe*) begrüßt werden wollen. Sie sehen ganz so aus!

Vierter (*schiebt ihn weg*): Als eine unerhörte Anmaßung wird man es uns Schauspielern ankreiden, wenn wir hier Reden halten!



Fünfter: Aber wenn wir schweigen, als Aufgeblasenheit!
Truffaldino (*immer sanft*): Laßt mich nur ein paar Worte sagen, ganz ohne Pathos!

Die übrigen verstellen ihm den Weg.

Pedant: Man will uns Theater spielen sehen, so gut es in unsern Kräften liegt; das ist alles, was man will. (*Mit erhobener Stimme.*) Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man einem Wiener Publikum –

Von nun an alle Stimmen immer lauter gegeneinander.

Einer: Den Spiegel unseres Zeitalters werden wir ihnen vorhalten! Das ist es, was sie von uns erwarten!
Anderer: Vergessen wollen sie das Zeitalter! Darum gehen sie ins Theater!
Dritter: Nein, sie wollen ja gerade heraus aus dem Theater!
Zweiter: Nein! Hinein wollen sie ins Theater!
Erster: Sie wollen, daß der Schauspieler wieder zurücktritt hinter den Dichter!
Fünfter: Hervortreten wollen sie ihn sehen, den Schauspieler! Das Stück war ihnen immer egal!
Pedant: Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man einem Wiener Publikum –
Sechster: Das Aktuelle wollen sie, das Heutige! Strindberg wollen sie sehen!
Zweiter: Strindberg wollen sie nicht sehen! Sie wollen ihren Grillparzer sehen! ihren Raimund!
Siebenter: Grillparzer und Raimund wollen sie nicht sehen! Das ist eine Lüge, sie wollen keine Antiquitäten!
Truffaldino (*versucht durchzudringen*): Nur ein paar Worte, ganz ohne Pathos! Nur einen Blick auf die Galerie hinauf, zu den jungen Leuten!

Die Stimme noch verstärkt und gereizt im Ton.

Einer: Sie wollen sehen, was keiner Zeit angehört!

Pedant (*deklamierend*): Alles Vergängliche – ist nur ein Gleichnis. – Das Unzulängliche – hier wirds Ereignis! (*Bei dem „hier“ stampft er auf.*)

Andere: Sie wollen nicht, daß man ihnen was sagt!

Anderer: O ja, sie wollen, daß man ihnen das sagt, was sie hören wollen!

Truffaldino (*wie oben*): Nur ein paar ganz kurze Worte, ganz ohne Pathos!

Anderer: Aber sie wissen nicht, was sie hören wollen!

Anderer: Dann müssen sie wollen, was wir wollen!

Anderer: Nein, wir wollen, daß sie wollen, was wir wollen!

Pedant: Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man einem Wiener Publikum – –

Alle reden gleichzeitig; die Klingeln fangen zu läuten an. Die Nichtbeschäftigten sind auf die Bühne gekommen.

Truffaldino: Nur ein paar schlichte Worte! Ich möchte ihnen irgend etwas zuliebe tun!

Einer (*zu Pantalon*): So bringen Sie ihn doch zur Ruhe, es ist doch Ihr Sohn!

Die Kokette (*in Männerkleidern*): Sie wollen ihn nicht reden lassen, und damit tun sie unrecht. Das ist eine Stadt, wo man mit sich reden läßt!

Truffaldino: Hört ihrs?

Die Kokette: – und es ist eine Dummheit, wenn man irgendeine Gelegenheit versäumt, dem Publikum, von dessen Gunst wir abhängen, etwas Liebes zu sagen.

Truffaldino: Das predige ich doch!

Die Kokette: Denn es gibt nun einmal ein gewisses Fluidum, das wir brauchen, und wenn es ausbleibt, sind wir weder hübsch, noch liebenswürdig, noch begabt. Man muß dem Publikum sagen, daß zwischen ihm und uns sich heute etwas anspinnt, das nur gut werden kann, wenn beide Teile miteinander ins Spiel kommen; daß es in jeder Liebschaft traurig ausschaut, wenn der eine Teil – nur empfangen und nicht auch geben will.

Truffaldino (*eifrig zustimmend, schnappt ihr das Wort vom Mund weg; er steht ihr zur Linken*): – nur empfangen und nicht auch geben will! (*Zugleich mit ihr.*)

Die Kokette (*hält ihm mit der linken Hand den Mund zu und fährt fort*): – nicht auch geben will. Das alles müßte man ihnen natürlich nicht so sagen, wie ich es jetzt sage, sondern so, daß es eine Art hat, und das hätte man sich eben vorher von irgendwem aufsetzen lassen müssen. Aber wenn wir nichts Aufgesetztes haben, so soll er halt hingehen und es ihnen sagen, so gut er kann.

Alle weiblichen Personen: Laßt ihn reden!

Truffaldino: Ja, laßt mich mit zwei Worten sagen, wie mirs ums Herz ist.

Einer: Gut, aber sage es nicht umständlich!

Anderer: Deutlich!

Dritter: Herzlich!

Truffaldino: Das ist doch meine Stärke!

Vierter: Klipp und klar!

Fünfter: Aber ohne Pathos!

Truffaldino: Das will ich doch! das will ich doch!

Sechster: Verhalten!

Siebenter: Mit Humor!

Achter: Mit diskretem –
Truffaldino: Mit diskretem Humor. Du nimmst mir das Wort vom Munde!
Erster: Aber ohne Witze!
Truffaldino: Ohne Witze!
Erster: Keine nichtssagenden Artigkeiten!
Zweiter: Kein Loblied auf die Vergangenheit!
Vierter: Kein Appell an die Zukunft!
Fünfter: Und keine Anspielung auf die Gegenwart!
Truffaldino: Nichts von dem allen.
Sechster: Sprich ihnen nicht von Literatur, das interessiert sie nicht.
Siebenter: Und nicht von Politik, von der wollen sie nichts wissen.
Truffaldino: Laßt nur! Laßt mich!
Achter: Bedenke aber, daß sie seit neuerer Zeit Demokraten sind, daß sie keine Unterschiede kennen!
Truffaldino: Natürlich!
Erster: Aber viele Abstufungen!
Truffaldino: Das hab ich im kleinen Finger!
Zweiter: Schmeichle ihnen nicht!
Truffaldino: Wie werd ich?
Eine Frauenstimme: Wer nicht schmeichelt, verletzt!
Truffaldino: Da hat sie recht!
Dritter: Rede ihnen nicht von unserm Ernst, den können sie nicht leiden!
Truffaldino: Ich weiß, wie mans anfängt!
Vierter: Nichts von Programmen, nichts von Plänen!
Truffaldino: Ach, ach!
Fünfter: Aber unterstehe dich nicht, leichtfertig von uns

zu reden, denn es ist uns sehr ernst mit dem, was wir bringen!
Truffaldino: Das will ich meinen!
Sechster: Verletze keinen!
Siebenter: Bevorzuge niemanden!
Erster: Bedenke, es sind Geschäftsleute, Advokaten, Ärzte!
Zweiter: Sorgenvolle, abgespannte Menschen!
Dritter: Verkümmere ihnen nicht das bißchen Aufheiterung!
Truffaldino: Ist das meine Art?
Vierter: Aber es sind Wiener, geborene Phäaken, heitere, behagliche Pessimisten!
Fünfter: Also tritt ihrem Ernst nicht zu nahe!
Truffaldino: Wie werde ich!
Sechster: Raube ihnen nicht ihre Unbefangenheit!
Siebenter: Unterfange dich nicht, ihre Vorurteile zu verletzen!
Truffaldino: Ich werde mich hüten!
Achter: Bedenke, daß Kritiker unter ihnen sitzen!
Erster: Laß dir nicht einfallen, dich bei ihnen einschmeicheln zu wollen!
Truffaldino: Sieht mir das ähnlich?
Zweiter: Und noch weniger, sie zu verstimmen!
Eine Frau: Begnüge dich damit, das auszusprechen, was jeder einzelne von uns –
Mehrere: Was wir alle –
Einer: Was die Stunde verlangt!
Zweiter: Ganz ohne Umschweife!
Dritter: In zehn Worten! Wir sind hier und wollen – also sagt, was wir wollen!

Vierter: Wir wollen Theater spielen, ganz nach der alten Art!
Fünfter: Aber andrerseits doch –
Sechster: Ja, natürlich, auf eine neue Weise!
Erster: Die aber insofern auch wieder die alte ist, als wir gar keine neuartigen Absichten damit verbinden –
Anderer: Sondern im Gegenteil – aber natürlich trotzdem –
Dritter: Insoferne wir doch moderne Menschen sind –
Die gleiche Frau wie oben: Ach Gott, ist denn das so schwer? Wir begrüßen in ihnen das Publikum einer Stadt, die –
Einer: Nein, wir begrüßen in diesem Publikum den Geist einer Stadt, der ...
Anderer: Der immer ...
Dritter: Der auch mit uns war, wenn wir anderswo waren ...
Die gleiche Frau: Und zu der wir jetzt nicht auf Besuch, sondern wieder nach Hause kommen!
Einer: Ja, ungefähr das sage!
Zweiter: Aber in größter Kürze!
Dritter: Also vorwärts!
Vierter: Und keine gebildeten, hochtrabenden Wörter!
Fünfter: Das Wort „neuer Stil" streiche aus deinem Lexikon!
Sechster: Aber das Wort „Tradition" ebenfalls. Das könnte den Leuten an dieser Stelle anmaßend erscheinen.
Siebenter: Kurz, rede, wie dir der Schnabel gewachsen ist!
Achter: Aber laß dir kein unüberlegtes Wort entschlüpfen!

Alle: Hast du begriffen?

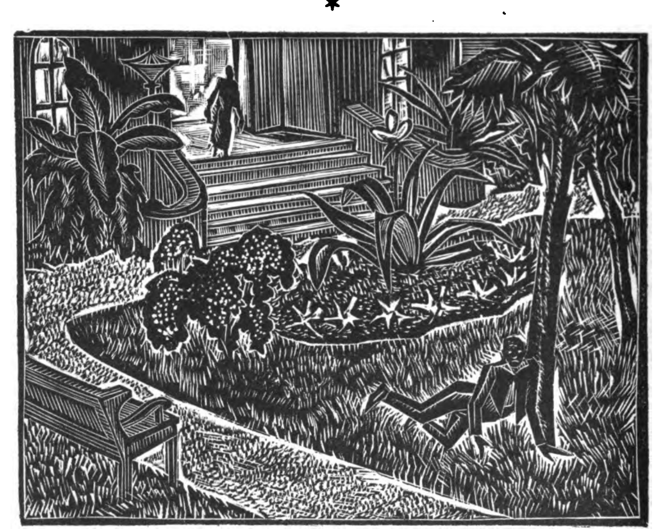
Truffaldino (*sieht sie entgeistert an*).

Alle: Also rede! (*Sie machen ihm Platz.*)

Truffaldino (*tritt vor, nimmt einen Anlauf zu reden. Dann stockt er: sein Gesicht verrät inneren Schreck, dessen er aber mit Gewandtheit sogleich wieder Herr wird*): Ich habe Ihnen nichts zu sagen. Sie (*auf die Schauspieler deutend*) haben mir in ihrem Eifer alles vorweggenommen. Entnehmen Sie daraus, wie sehr wir alle bestrebt sind, Ihre Gunst zu erwerben – und zu verdienen! (*Verneigt sich. Alle ebenso.*)

Der Inspizient: Das Stück fängt an. Ich bitte, wer nicht beschäftigt ist, die Bühne freizugeben. Erster Akt, erste Szene. Auftritt: der Doktor, Pandolfo, Tebaldo!

*



Holzschnitt von H. A. Müller zu Stevensons Flaschenteufelchen

ICH MÖCHTE WISSEN WARUM

VON SHERWOOD ANDERSON

FRÜH um vier standen wir auf. Es war unser erster Tag im Osten. Am Abend vorher waren wir bei den ersten Häusern der Stadt aus einem Güterzug geklettert und hatten mit der Nase von richtigen Kentucky-Jungens sofort den Weg durch die Stadt bis zur Rennbahn und zu den Ställen gefunden. Nun war alles in Ordnung. Hanley Turner traf auch gleich einen Nigger, den wir kannten: Bildad Johnson, der im Winter bei uns in Beckersville in Ed Beckers Tattersall arbeitet. Bildad kann gut kochen, wie die meisten Nigger bei uns, und natürlich liebt er die Pferde; das tut hier in Kentucky jeder Mensch, der überhaupt einer ist. Im Frühling fängt Bildad an, überall so ein bißchen herumzuscharren. Bei uns zu Hause beschwatzen die Nigger jeden und schmeicheln einem so ziemlich alles ab, was sie gern möchten. Bildad geht den Stalleuten und den Trainern in den Gestüten rings um Lexington um den Bart. Die Trainer kommen abends in die Stadt, stehen herum und schwatzen; kann sein, daß sie auch mal einen Poker machen. Dann schlängelt Bildad sich an sie heran. Er tut ihnen alle möglichen kleinen Dienste und redet mit ihnen über gutes Essen, gebratene Hühner, und wie man am besten süße Kartoffeln macht oder Maisbrot. Wenn man ihm nur zuhört, wässert einem schon der Mund.

Dann kommt die Rennzeit, die Pferde werden auf die Rennbahnen gebracht, und abends auf der Straße ist überall von den neuen Fohlen die Rede, und jeder erzählt, wann

er nach Lexington fährt oder zu den Frühjahrsrennen nach Churchill Downs oder nach Latonia, und die Rennreiter kommen zurück, die unten in New Orleans oder bei den Winterrennen in Havanna auf Kuba gewesen sind, und bleiben acht Tage zu Hause bei uns, ehe sie wieder hinausgehen. In dieser Zeit, wo ganz Beckersville überhaupt von nichts anderem spricht als bloß von Pferden, wenn die Rennleute abziehen und man Rennluft atmet, wo man geht und steht, da tritt Bildad plötzlich als Koch bei irgendeiner Renngröße auf. Oft, wenn ich mir so überlege, wie er immer auf jedes Rennen geht und im Winter im Tattersall arbeitet, wo doch auch Pferde sind und all die Leute hinkommen, die gern von Pferden reden, dann hätt ich auch Lust, ein Nigger zu sein. Es ist ja albern, so was zu sagen, aber es ist nun mal so: ich bin eben einfach wild auf alles, was mit Pferden zu tun hat; ich kann nichts dafür.

Und jetzt muß ich also berichten, was wir gemacht haben, und mit der Geschichte anfangen, die ich eigentlich erzählen will. Wir vier, alles Jungens aus Beckersville, Söhne von Weißen, von ordentlichen Beckersviller Bürgersleuten, setzten uns in den Kopf, daß wir zum Rennen wollten; ich meine nicht bloß eben nach Lexington oder Louisville, nein, auf die große Bahn im Osten, von der bei uns die Leute immer reden, nach Saratoga. Wir waren alle noch ziemlich klein damals. Ich war eben fünfzehn geworden und der Älteste von uns vieren. Mein Plan wars. Das muß ich zugeben. Ich hab die andern herumgekriegt, daß wir es mal versuchen wollten. Hanley Turner war dabei, und Henry Rieback, und Tom Tumberton, und ich. Ich hatte siebenunddreißig Dollar, die hatt ich mir verdient, wie ich

letzten Winter die Abende und Sonnabends in Enoch Myers Krämerladen mithalf. Henry Rieback hatte elf Dollar, und die beiden andern, Hanley und Tom, jeder nur einen oder zwei. Wir machten alles unter uns ab und hielten uns ganz still, bis die Frühjahrsrennen in Kentucky vorbei und ein paar von unsern Kerls weg waren, die schneidigsten von allen, auf die wir den größten Neid hatten – da zogen wir auch los.

Ich will gar nicht erst davon erzählen, was das für Mühe machte, in den Güterwagen mitzukommen, und was wir sonst alles anstellten. Wir kamen über Cleveland und Buffalo und noch andere große Städte, und die Niagarafälle haben wir gesehen. Da kauften wir allerlei Kram für unsere Mütter und Schwestern, Andenken und Löffel, Ansichtskarten und Muscheln mit Bildern von den Wasserfällen; aber nach Hause schickten wir lieber nichts. Es ging doch nicht an, daß unsere Leute Wind von uns bekamen und wir am Ende geklappt wurden.

Wie ich schon erzählte, kamen wir abends in Saratoga an und gingen auf die Rennbahn. Bildad gab uns erst mal satt zu essen. Er zeigte uns oben in einem Schuppen einen Platz im Heu, wo wir schlafen konnten, und versprach uns, den Mund zu halten. Nigger verstehen so was. Die machen keine Geschichten. Wenn man so ausgerissen ist und gerät an einen Weißen, dann kann der auch oft tun, als wäre er ganz vernünftig; er gibt einem vielleicht sogar ein paar Cents oder einen halben Dollar oder sonst irgend was, und dann geht er doch hin und verklatscht einen. Weiße tun so was, aber kein Nigger. Denen kann man trauen. Die sind anständiger mit Jungens. Warum, weiß ich nicht.

In dem Jahr waren eine Menge Leute von zu Hause in Saratoga. Dave Williams und Arthur Mullford und Jerry Myers und noch andere. Und dann noch eine ganze Masse aus Louisville und Lexington, die Henry Rieback kannte, ich aber nicht. Die waren Rennschieber von Beruf, wie Henry Riebacks Vater, der ist auch so einer. Er ist so ein Zeitungsschmierer, fast das ganze Jahr ist er unterwegs auf den Rennen. Wenn er im Winter in Beckersville ist, bleibt er auch nicht lange. Dann fährt er in den großen Städten herum und spielt Pharo. Nett ist er übrigens und sehr nobel; Henry schenkt er immer was, mal ein Rad, mal eine goldene Uhr oder einen Pfadfinderanzug, und all so was.
Mein Vater ist Rechtsanwalt. Er ist soweit ganz ordentlich, aber viel Geld verdient er nicht, und kaufen kann er mir nichts; doch allmählich bin ich nun auch so groß, daß ich so was nicht mehr erwarte. Gegen Henry hat er nie das leiseste zu mir gesagt, aber die Väter von Hanley Turner und Tom Tumberton, die tun das immer. Die haben ihren Jungens gesagt, daß man von solchem Geld nichts hat, und sie hätten ihre Söhne nicht großgezogen, daß sie mit anhören sollten, was Schieber und Spieler sich erzählen; sie brauchten solches Zeug nicht im Kopf zu haben, und das fehlte noch, daß sie am Ende selber damit anfingen.
Das stimmt ja, und sie wissen wohl auch, was sie sagen; nur kann ich nicht einsehen, was das mit Henry zu tun hat oder gar mit Pferden. Darüber schreibe ich diese Geschichte ja gerade. Ich zerbreche mir den Kopf. Ich soll nun ein Mann werden und will gern denken, wie es sich gehört, und ganz Klasse sein, und hab doch beim Rennen da im Osten etwas gesehen, woraus ich nicht klug werden kann.

Ich kann nichts dafür, ich bin auf Vollblüter rein versessen. Ich bin immer so gewesen. Als ich zehn Jahre war und merkte, daß ich für einen Jockei zu groß werden würde, bin ich beinahe gestorben vor Kummer. Harry Hellinfinger in Beckersville, der Sohn vom Postmeister, ist schon erwachsen und zum Arbeiten zu faul; aber auf der Straße herumlungern und Jungens aufziehen, sie zum Beispiel in ein Eisenwarengeschäft schicken nach einem Bohrer, mit dem man viereckige Löcher machen kann, und lauter solchen Blödsinn, das kann er. Mir hat er auch was aufgebunden. Er sagte, wenn ich so eine halbe Zigarre aufäße, würde ich nicht mehr wachsen und immer ein kleiner Butt bleiben und könnte vielleicht doch noch Jockei werden. Ich bin auch richtig drauf reingefallen. Wie Vater mal nicht hinsah, hab ich mir eine Zigarre aus seiner Tasche geholt und sie hinuntergewürgt, so gut es ging. Mir wurde gräßlich übel dabei, und der Doktor mußte kommen, und nützen tat es gar nichts: ich wuchs ruhig weiter. Er hatte mich bloß angeführt. Als ich sagte, was ich getan hatte und wozu, da hätten die meisten Väter mich gehauen. Aber meiner hat es nicht getan.

Na, ein kleiner Butt bin ich nicht geblieben, und gestorben bin ich auch nicht. Harry Hellinfinger geschieht das ganz recht. Dann nahm ich mir vor, Stallknecht zu werden, aber das ging auch nicht. Stallknechte sind meist Nigger, und ich wußte, Vater würde mirs nicht erlauben. Wozu ihn dann erst fragen!

Wer niemals wild auf Vollblüter gewesen ist, der war eben nie mit vielen von der Art zusammen und weiß es deshalb nicht besser. Prachtvoll sind sie. Nichts ist so schön und

fein, so feurig und treu und famos durch und durch wie manche von den Rassepferden. Auf den großen Gestüten, die rings um unsern Ort herumliegen, sind Bahnen, wo morgens ganz früh die Pferde bewegt werden. Tausendmal und noch öfter bin ich vor Tag aufgestanden und die paar Meilen nach dem Gelände hingegangen. Mutter wollte mich nicht hinlassen, aber Vater sagte immer: Laß ihn doch! Dann nahm ich mir ein Stück Brot aus dem Kasten und Butter und Jam dazu, schlang es hinunter und machte mich aus dem Staube.

In der Bahn sitzt man dann auf dem Zaun mit Weißen und Niggern zusammen, die kauen Tabak und erzählen sich was, und dann werden die Fohlen herausgeführt. Es ist noch früh, das Gras schimmert von Tau, auf dem Acker geht einer hinter dem Pflug, in dem Schuppen, wo die Stallnigger schlafen, wird gebraten, und das weiß man ja, wie ein Nigger quietschen kann vor Lachen und einen ins Lachen bringen. Kein Weißer kann das, und auch sogar mancher Nigger nicht, aber ein Stallnigger kanns allemal.

Und nun werden also die Fohlen herausgeführt und einige eben mal von Stalljungens Karriere vorübergeritten; aber auf einer großen Bahn, die einem reichen Mann – in New York, glaube ich – gehört, da laufen immer, fast jeden Morgen, ja wirklich beinah jeden Morgen ein paar Fohlen und mehrere alte Rassepferde, Wallache und Stuten frei herum.

Wenn ein Pferd läuft, wird mirs ganz dick im Hals. Ich meine nicht bei jedem Pferd, aber bei manchem. Ich weiß eigentlich immer schon vorher, bei welchem. Es liegt mir

im Blut wie Rennstallniggern und Trainern. Wenn sie auch nur so sachte hintraben mit einem kleinen Nigger auf dem Rücken, ich kann doch erkennen, welches ein Sieger ist. Wenn mir der Hals weh tut und ich nicht recht schlucken kann, dann ists einer. Wenn man den losläßt, läuft er wie der Teufel. Und wenn er nicht jedesmal siegt, ist es das reine Wunder und kommt bloß daher, weil der Jockei sich festreitet oder ihn mit Willen zurückhält, oder er ist schlecht gestartet, oder es ist sonst irgendwas los. Wollte ich Rennschieber werden wie Henry Riebacks Vater, ich wüßte wohl, wie ich reich würde. Henry meints auch. Ich brauchte nur aufzupassen, wenn ich ein Pferd sehe, ob mirs dabei im Hals weh tut, und setzte dann jeden Pfennig. Wenn ich Schieber werden wollte, tät ichs. Ich will aber nicht.

Morgens auf der Bahn – nicht auf Rennbahnen, meine ich, sondern auf den Trainiergeländen bei Beckersville – sieht man solche Pferde, von denen ich eben sprach, nicht so sehr oft, aber nett ist es da doch auf jeden Fall. Jedes Vollblutpferd, das einen guten Vater und eine gute Mutter hat, kann laufen, wenn es richtig zugeritten wird. Wenn es das nicht könnte, wozu wäre es denn da und ginge nicht vor dem Pflug?

Also sie kommen aus dem Stall mit den Jungens auf dem Rücken, und fein ist es, dabei zu sein. Man knufft sich oben auf dem Zaun herum, und innerlich kocht man. Drüben im Schuppen juchzen und singen die Nigger. Sie braten Speck und kochen Kaffee. Fein riecht das alles. Nichts riecht so gut wie Kaffee und Mist und Pferde und Nigger und gebratener Speck und Pfeifenrauch im Freien an so einem Morgen. Man ist einfach weg.

Aber nun Saratoga. Sechs Tage saßen wir da, keine Seele von zu Hause hat uns gesehen, und es kam genau, wie wirs uns gewünscht hatten, glänzendes Wetter, Pferde, Rennen, alles überhaupt. Dann schlugen wir uns wieder durch bis nach Hause, und Bildad gab uns einen Korb, mit gebratenen Hühnern und Brot und sonst allerhand zu essen drin, und ich brachte noch achtzehn Dollar wieder mit nach Beckersville. Mutter heulte und schimpfte, aber Papa sagte kaum was. Ich hab alles erzählt, was wir gemacht haben, bis auf eins. Das hab ich allein erlebt und gesehen, und darüber schreibe ich jetzt. Umgeschmissen hats mich. In der Nacht denk ich immer darüber nach. Das war so.
In Saratoga schliefen wir nachts im Heu da im Schuppen, den Bildad uns gezeigt hatte; morgens aßen wir mit den Niggern, und auch abends, wenn die Rennleute alle weg waren. Die von zu Hause blieben meistens bei den Tribünen und am Totalisator und gingen nicht dahin, wo die Pferde standen; nur eben vor den Rennen, wenn die Pferde gesattelt wurden, kamen sie auf den Sattelplatz. In Saratoga werden die Pferde nicht in offenen Schuppen gesattelt wie in Lexington und Churchill Downs und den andern Bahnen in unserer Gegend, sondern richtig im Freien unter Bäumen auf einem Rasen so weich und schön wie der vor Bankdirektor Bohons Haus hier in Beckersville. Es ist zu schön. Die Pferde sind naß und nervös und glänzen, die Leute kommen, rauchen Zigarren und sehen sie sich an, die Trainer sind da und die Besitzer, und das Herz hämmert einem, daß man kaum atmen kann.
Dann bläst das Signal zum Start, und die Jockeis kommen herausgelaufen in ihren seidenen Anzügen, und dann rennt

man zum Zaun, um einen Platz bei den Niggern zu erwischen.

Immer hab ich mir gewünscht, Trainer oder Besitzer zu sein, und so ging ich denn vor jedem Rennen auf den Sattelplatz, auf die Gefahr hin, geschnappt und nach Hause spediert zu werden. Die andern Jungens taten das nicht, bloß ich.

An einem Freitag kamen wir in Saratoga an, und den Mittwoch darauf war das große Mullford-Handicap. Middlestride und Sunstreak sollten laufen. Das Wetter war klar und die Bahn fest. Die Nacht vorher konnt ich nicht schlafen.

Was mich so aufregte, war, daß die Pferde beide von der Art waren, bei der ich nicht ordentlich schlucken kann, wenn ich sie sehe. Middlestride ist lang und nicht sehr elegant und ist ein Wallach. Er gehört Joe Thompson, einem kleinen Rennstallbesitzer aus unserer Gegend, der nur ein halb Dutzend Pferde hat. Das Mullford-Handicap geht über eine Meile, und Middlestride geht schwer ab. Er legt langsam vor und liegt die erste halbe Meile immer zurück. Dann holt er auf, und wenn er ein und eine viertel Meile zur Verfügung hat, überholt er alle und machts.

Sunstreak ist anders. Der ist ein nervöser Hengst und gehört zum größten Gestüt, das wir bei uns im Staat haben, dem Van Riddle-Hof von Herrn Van Riddle aus New York.

Sunstreak ist wie ein Mädchen, an das man manchmal denkt und das man doch niemals zu sehen kriegt. Er ist durch und durch gesund und dabei entzückend. Seinen Kopf möchte man am liebsten küssen. Zugeritten hat ihn

Jerry Tillford, der kennt mich auch und ist schon manchmal nett zu mir gewesen. Er läßt mich zu den Pferden in die Box, damit ich sie mir ganz aus der Nähe besehen kann, und tut mir alles mögliche zuliebe. So was Sanftes wie dies Pferd gibt es nicht zum zweitenmal. Ganz ruhig steht er am Start und läßt sich gar nichts merken, und dabei brennt er innerlich glatt auf. Wenn dann die Barriere hochgeht – weg ist er, schnell wie der Sonnenstrahl, nach dem er heißt. Es tut einem weh, wenn man zusieht. Richtig weh.

Nieder mit dem Kopf, und dann los wie ein Hühnerhund. So einen Gang seh ich nie wieder, höchstens Middlestride, der hat wohl ebenso einen, wenn er in Fahrt kommt und sich streckt.

Gott ja! ich lungerte nach diesem Rennen, wo die beiden laufen sollten, ich lungerte danach und hatte doch Angst davor. Keiner von beiden sollte geschlagen werden! Nie vorher haben wir zwei solche Pferde zugleich auf der Bahn gehabt. Die alten Herren in Beckersville sagtens, und die Nigger sagtens auch. Es war tatsächlich so.

Vor dem Rennen ging ich hinüber auf den Sattelplatz, um zu gucken. Ich warf einen letzten Blick auf Middlestride, der so auf dem Platz nicht viel herzeigt, und dann ging ich zu Sunstreak.

Das war sein großer Tag. Wie ich ihn sehe, wußt ichs. Ich vergaß ganz, daß ich doch nicht gesehen werden durfte, und ging gerade auf ihn los. Alle Beckersviller waren da, aber keiner gab acht auf mich außer Jerry Tillford. Der sah mich, und da geschah etwas. Davon will ich jetzt erzählen.

Ich schaute mir das Pferd an und stand und lungerte. Wie-

so kann ich nicht sagen, aber ich wußte genau, wie es Sunstreak inwendig zumute war. Er stand ganz ruhig, ließ die Nigger seine Beine abreiben, und Herr Van Riddle legte ihm selbst den Sattel auf; aber in ihm toste es nur so. So wie das Wasser im Strom oben an den Niagarafällen, ehe es runtersaust. An Laufen dachte das Pferd nicht. Das hat er nicht nötig. Er dachte bloß, wie er sich zurückhalten sollte, bis es losging. Das wußte ich. Ich konnte förmlich mitten in ihn hineinsehen. Ich wußte, er würde laufen wie wahnsinnig. Und dabei spielte er sich gar nicht auf, bäumte sich nicht, machte überhaupt keine Mätzchen, kaum ließ er sich was merken. Er wartete bloß. Ich wußte das, und Jerry Tillford, sein Trainer, auch. Ich blickte auf, und wir beide sahen uns ins Auge. Da stieß mir was zu. Ich glaube, ich hatte den Mann gerade so lieb wie das Pferd, wohl weil er wußte, was ich wußte. Als ob nichts auf der ganzen Welt sonst wäre, nur der Mann, das Pferd und ich. Ich weinte, und Jerry Tillford hatte einen Glanz in seinen Augen. Dann war ich wieder am Zaun und wartete aufs Rennen. Das Pferd war besser als ich, viel mehr stetig und sicher, und besser als Jerry, das weiß ich jetzt. Von uns dreien war das Pferd am allerruhigsten und sollte doch das Rennen machen.

Natürlich siegte Sunstreak und schlug den Weltrekord über eine Meile. Das habe ich gesehen, und wenn ich nie wieder etwas sehen sollte. Alles kam genau, wie ichs kommen sah. Middlestride blieb beim Start zurück, holte dann auf und wurde Zweiter, ganz wie ichs erwartet hatte. Er wird schon auch eines Tages einen Weltrekord machen. Ja, unsere Pferde müssen sie uns lassen.

Ich sah mir das Rennen ruhig an, denn ich wußte ja, wie es auslaufen würde. Ich war ganz sicher. Hanley Turner und Henry Rieback und Tom Tumberton waren alle viel aufgeregter als ich.

Mir war was Komisches zugestoßen. Ich dachte an den Trainer Jerry Tillford, wie glücklich der während des ganzen Rennens war. An dem Nachmittag hatte ich ihn lieber als meinen eigenen Vater. Beinahe hätte ich über ihn die Pferde vergessen. Bloß weil ich das in seinen Augen gesehen hatte, wie er auf dem Sattelplatz neben Sunstreak stand, ehe das Rennen losging. Ich wußte, er hatte Sunstreak aufgezogen, an ihm gearbeitet seit der Zeit, wo der ein ganz kleines Fohlen war, hatte ihn laufen gelehrt und geduldig warten, hatte ihm beigebracht, wann er sich loslassen sollte, und daß er nie ausbrechen darf, auf keinen Fall. Ich wußte, für ihn war es wie für eine Mutter, die dabei sein darf, wenn ihr Kind etwas ganz Tapferes und Großartiges tut. Es war das erstemal, daß ich für einen Menschen so ein Gefühl hatte.

Am Abend nach dem Rennen lief ich den andern weg. Ich wollte für mich allein sein, oder dicht bei Jerry Tillford, wenn es irgend ging. Und nun kommt es.

In Saratoga liegt die Bahn ziemlich am Ende der Stadt. Sie ist sehr fein angelegt, mit immergrünen Bäumen und Grasplätzen ringsum, und alles ist schön angestrichen und sehr hübsch. Wenn man über das Gelände hinübergeht, kommt man auf eine asphaltierte Autostraße, und ein paar Meilen weiter hinunter ist eine Wegkreuzung, von der eine Straße abgeht zu einem komischen kleinen Bauernhaus auf einem Hof. Den Abend nach dem Rennen also ging ich auf dieser Auto-

straße, weil ich gesehen hatte, daß Jerry mit ein paar andern da hinunterfuhr. Ich glaubte gar nicht mal, daß ich sie finden würde. Erst lief ich ein Ende, dann setzte ich mich an einen Zaun, um nachzudenken. In der Richtung waren sie gefahren. Ich wollte so dicht bei Jerry sein, wie ich nur konnte. Ich fühlte mich ihm auch ganz nahe. Nach einer kleinen Weile ging ich dann die Seitenstraße hinauf – warum weiß ich nicht – und kam zu dem komischen kleinen Bauernhaus. Ich war so allein und sehnte mich nach Jerry, ganz wie in der Nacht, wenn man noch ein kleiner Bengel ist und nach seinem Vater verlangt. Da kam ein Auto um die Ecke. Jerry saß drin, und Henry Riebacks Vater, und Arthur Bedford aus Beckersville, und Dave Williams und noch zwei andere, die ich nicht kannte. Sie stiegen aus und gingen in das Haus; nur Henry Riebacks Vater, der zankte sich mit ihnen und sagte, er wollte nicht mit. Es war erst gegen neun, aber sie waren alle betrunken, und das Bauernhaus, das so komisch aussah, war ein Haus für schlechte Weiber. Also das war es. Ich kroch am Zaun entlang und guckte ins Fenster. Da sah ich was.

Und das macht mich ganz verrückt. Ich kann nicht draus klug werden. Die Weiber da sahen alle scheußlich gemein aus, auch nicht eine ein bißchen hübsch oder lieb. Und so gewöhnlich waren sie, alle, bis auf eine Große, die erinnerte ein bißchen an den Wallach Middlestride, nur war sie nicht rassig wie der. Sie hatte einen harten häßlichen Mund und rote Haare. Ich hab alles ganz deutlich gesehen. An einem alten Rosenbusch bin ich hinaufgeklettert bis an ein offenes Fenster und hab hineingesehen. Die Weiber hatten liederliche Kleider an und saßen auf Stühlen im Zimmer herum.

Dann kamen die Männer herein, und einige von ihnen setzten sich den Frauenzimmern auf den Schoß. Der ganze Ort stank faul, und auch was sie sprachen, war faul. Von der Sorte, wie Jungens es den Winter über im Tattersall in so einem Nest wie Beckersville zu hören kriegen; aber man stellt sich doch nun und nimmermehr vor, daß jemand so reden kann, wenn Frauen dabei sind. Faul war es. Ein Nigger geht bestimmt nicht in so ein Haus.

Ich schaute mir Jerry Tillford an. Ich habe ja erzählt, wie ich ihn geliebt hatte, weil er auch wußte, was in Sunstreak vorging in dem Augenblick, bevor er zum Start sollte für den Weltrekord.

Jerry spielte sich auf in diesem übeln Haus, wie Sunstreak sich bestimmt niemals aufgespielt hätte. Er sagte, bloß er hätte das Pferd gemacht, und er hätte das Rennen gewonnen, und er hätte den Rekord geschlagen. Er flunkerte und tat sich dick wie ein Affe. So ein blödes Gewäsch habe ich noch nicht gehört.

Ja, und dann? Dann sah er das Weibsbild an, diese dürre Hartmäulige, die ein bißchen aussah wie der Wallach Middlestride, aber nicht rassig wie der, und seine Augen glänzten wahrhaftig gerade so wie nachmittags auf dem Sattelplatz, als er Sunstreak und mich ansah. Da stand ich nun am Fenster – Herr Gott nochmal! Wär ich doch nicht weggegangen von der Bahn, wär ich doch bei den Jungens und den Niggern und den Pferden geblieben! Das lange schmutzige Frauenzimmer stand zwischen uns genau wie Sunstreak nachmittags auf dem Sattelplatz.

Da fing ich auf einmal an, diesen Kerl zu hassen. Ich hätte am liebsten losgebrüllt und mich auf ihn gestürzt und ihn

totgeschlagen. Nie vorher hab ich so ein Gefühl gehabt. Ich war so rasend durch und durch, daß ich heulte und die Fäuste ballte, bis die Nägel sich mir ins Fleisch bohrten. Jerrys Augen aber glänzten und glänzten, er torkelte hin und her, und dann ging er hin und küßte dies Weib. Da kroch ich weg und lief zurück nach der Bahn und ging zu Bett, aber schlafen tat ich eigentlich beinah gar nicht; und am nächsten Tag brachte ich die andern Jungens dazu, daß wir abfuhren, und ich hab ihnen nie gesagt, was ich gesehen hatte.

Ich denke immer noch darüber nach. Ich kann nicht daraus klug werden. Nun ist wieder Frühjahr, und ich bin beinah sechzehn und gehe morgens auf die Bahn wie immer und sehe Sunstreak und Middlestride, und ein neues Fohlen, das heißt Strident, und ich wette, das sticht sie noch mal alle aus. Außer mir glaubt das allerdings keiner, nur noch zwei oder drei Nigger.

Aber es ist nicht mehr wie sonst. Die Luft im Gelände schmeckt nicht mehr und riecht auch nicht mehr so gut. Und das alles, weil ein Mann wie Jerry Tillford, der doch weiß, was er tut, ein Pferd wie Sunstreak laufen sehen und am selben Tage so ein Weibsbild küssen konnte. Ich kann nicht draus klug werden. Hol ihn der Teufel, wie kam er bloß dazu? Ich muß immer darüber nachdenken, wenn ich Pferde sehe und rieche was Guts und höre die Nigger lachen. All das ist mir nun verdorben. Manchmal bin ich davon so toll, daß ich mich mit irgendeinem schlagen könnte. Es macht mich rein verrückt. Wozu hat er das getan? Ich möchte wissen warum.

Übersetzt von Th. Mutzenbecher.



Holzschnitt von H. A. Müller zu Stevensons Flaschenteufelchen

*

ZWIEGESPRÄCH
(NACH EINER LEBENSBESCHREIBUNG)
VON MARTIN BUBER

IKKYU, der zweite Sohn des Mikados Go-Komatsu, war in jungen Jahren Priester geworden. Einst pilgerte er zum Tempel von Kashima. Er stand schon vor dem Heiligtum, als aus dem Schatten des Hains ein sieben Fuß hohes Wesen von unbekannter Art tauchte, ihm entgegentrat und fragte: Buppo wa ika ni? Zu deutsch etwa: Wie steht es um deinen Buddhaglauben?

Er ist in meiner Brust, antwortete er.

So spalte ich sie und spähe nach.

Es zog ein Schwert, das war wie aus Eis, und richtete es gegen Ikkyu, daß die Spitze seine Haut stach. Da sang er das alte Lied:

Die Kirschbäume der Berge
zu Yoshino, o knospend
in jedem Frühling!
Spalte die Bäume, spähe
im Gemach der Blüten!

Zitternd entschwand das wunderliche Wesen, nirgendwohin.

*

DER WIENER UNBEKANNTE

VON WILHELM WEIGAND

Es gehört zum Wesen des Menschen, daß aller seelische Reichtum nach Mitteilung drängt, und Goethes übermütiges Wort, daß eigentlich nur der Dichter der wahre Mensch sei, gilt auch für geringere Naturen, in denen irgendein schöpferischer Funke lebt. Beim Briefschreiber wird man allerdings tragen müssen, ob die Mitteilung an einen Freund dem Bedürfnis der Stunde entsprang oder ob dem Schreibenden daran lag, einen schönen Augenblick oder eine beglückende Stimmung festzuhalten. Der briefliche Erguß kann sich nun zum Kunstgebilde runden, ohne daß es dem Mitteilenden zum Bewußtsein kommt; wenn sich aber eine klare Natur, um des eigenen Behagens willen, mitteilen muß, entstehen oft außerordentliche Zeugnisse für ein höheres geistiges Leben, und gewisse Zeiten, wie das achtzehnte Jahrhundert, wären ohne die Bekenntnisse

bedeutender und unbedeutender Menschen einfach undurchsichtig geblieben.

Als die Briefe Alexander von Villers' unter dem Titel „Briefe eines Unbekannten" zuerst erschienen, erregten sie nur das Interesse eines kleineren Kreises, den gleiche Bildung und gleiche Lebensstellung vereinte: die Männer und Frauen des österreichischen Hochadels genossen in diesen Episteln noch einmal die Anregung, die ihnen der Verkehr mit einem geistreichen Weltmann geboten hatte, und Fernerstehende erlebten eine Natur.

In Deutschland wurde der Wiener Unbekannte erst durch die zweibändige Ausgabe des Insel-Verlages, die ich im Jahre 1912 mit dem Grafen Karl Lanskoroński nach den Originalen der Briefe veranstaltete, vielen ein vertrauter Freund, und von der neuen Auswahl in einem Bande bleibt zu hoffen, daß sie einer größeren Anzahl Deutscher zum freudigen Erlebnis werde.

Als der Legationsrat bei der sächsischen Gesandtschaft in Wien Alexander von Villers im Jahre 1870 als Achtundfünfziger seinen Abschied nahm und sich im sogenannten Wiesenhaus in Neulengbach an der österreichischen Westbahn niederließ, war er zwar seinen Freunden eine vertraute Figur aus der vornehmen Wiener Gesellschaft; aber die wenigsten kannten den Entwicklungsgang des geistreichen Mannes, der erst als Dreißiger zu einem mangelhaften Abschluß seiner Studien in seiner sächsischen Heimat gelangte und es dann, trotz einer ungewöhnlichen Begabung, zu keiner namhaften Stellung im diplomatischen Dienste bringen konnte. Der Sohn des französischen Emigranten Friedrich von Villers und Neffe des ersten Vermittlers zwischen

deutscher und französischer Kultur, des verdienstvollen Karl von Villers, hatte eine stürmische Jugend hinter sich, als er in den Staatsdienst gelangte: er war Setzerlehrling, Bohêmien, Hauslehrer, Musikstudierender und Hofmeister gewesen und hatte sich als Autodidakt das Beste der deutschen und französischen Bildung angeeignet. Als er sich, nach widerwillig ertragenem Dienst, zur Ruhe setzte, um sein Altersdasein auf seine Weise zu genießen, war er in jeder Hinsicht mit seinem Leben fertig geworden.

Nun sind es nicht die schlechtesten Menschen, die spät zur Reife gelangen. Mag auch der Glanz oder das Stürmische der Jugend ihren Äußerungen mangeln: produktiv im höchsten Sinne ist im allgemeinen doch nur der Mann, und der Glanz, der auf dem Herbste eines reichen Lebens ruht, weckt zuweilen ein tieferes Gefühl des Seins als der Sturm der Tage, in denen die ruhelose Natur ihren Rausch erlebt. Die Freude, die Villers an dem neuen, längst ersehnten Zustand der Altersruhe empfand, wurde noch durch den Zwang gesteigert, sich seinen Alterswinkel erst auszubauen, damit er alles bot, was ein Stadtflüchtiger von dem Landleben erhoffen mußte: aus den Briefen, in denen er sein neues Dasein schildert, weht uns zuweilen ein faustisches Gefühl an, und es ist kein Zufall, daß zwei so heitere und klar gestimmte Menschen wie der Abbé Galiani und der Unbekannte ihre Freude daran fanden, ein Stückchen Erde zu eigenem und zu fremdem Behagen nutzbar zu machen.

Auf eigenem Grund und Boden wurde Villers zum halben Dichter, der seinen Freunden von seinem inneren Reichtum mitteilen mußte, um sein eigenes Behagen recht zu

genießen. Der Einsame, der seelisch und geistig zu reich und regsam war, um in einer theoretischen Weltanschauung aufzugehen, gehörte zu den glücklichen Naturen oder Augenmenschen, für die, als für Schauende, die Außenwelt als Glücksspenderin vorhanden ist. Es geht ein Hauch homerischen Behagens durch viele seiner Briefe; aber der leichte Humor, der darüber schwebt, gibt ihnen oft ein eigenes Gepräge, das kindlich-genial anmutet. Ihre drollige Grazie, die sich selbst genießt, erinnert an den gallischen Grundzug seines Wesens: auch bei dieser Natur stoßen wir auf die Rasse. In seinen Geschmacksneigungen und seinem regen Sinn für die Form, der ihn zuweilen ungerecht gegen alles Barocke stimmt, verrät sich ein sicherer Rationalismus, der rein französisch anmutet. Wie bei allen Franzosen stand seine heitere Phantasie im Dienste eines logischen Bedürfnisses, und zuweilen erinnert er in seinen Selbstbespiegelungen an den skeptischen Einsiedler Montaigne, dessen fabelhafte Unbefangenheit ebenfalls aus dem Grund einer mittleren gesunden Natur erblühte und die selbstgewählte Einsamkeit als Vermittlerin der schönsten Lebenskunst genoß. Aber der lachende Rationalismus Voltaires, der im „Candide“ die Summe aller irdischen Weisheit in der Mahnung „Il faut cultiver notre jardin“ zieht, erweist sich hier im schönsten Sinne als produktiv.
Selbst das aristokratische Einsamkeitsgefühl wird diesem wählerischen Halbeinsiedler zu einer Quelle des Genusses. An seinen Freund Hoyos schreibt er: „Einzeln bin ich geboren, einzeln will ich leben und werde auch einzeln sterben. Darunter mein' ich nicht Alleinsein, aber nicht Mengegefühl will ich pflegen. Der Stempel des Einzelnen

liegt auf der ganzen Natur, und kein Baum will Wald sein; wollte ers, es gäbe keinen Wald. Seine Wurzeln, nicht des Waldes Wurzeln nähren ihn; ihn nähren sie; was da wächst, ist er und ein jeder; aber nicht der Wald, der nur Erscheinung ist. Jedes Ganze schildert dem Einzelnen alles, und wo das Einzelne sich gesamt fühlte, war es durch das Ganze. Pereat mundus! Damit werf ich mein Korn in die Mühle des Sozialismus, sie mag es zermalmen.“ (26. Dezember 1878.)

Indessen ist dieses Einsamkeitsgefühl, das auf den Plebejer Rousseau zurückgeht, bei Villers durchaus antiromantisch. Der Freigewordene hält sich für freiwillig gebunden, und sein Bekenntnis: „Wenn ich nicht an der Kette liege, kenne ich kein Gesetz der Harmonie“ gibt uns den Schlüssel zu der seelischen Harmonie des Greises von Neulengbach in die Hand. Dabei wußte Villers sehr gut, daß er in aller Stille sein Leben gestaltete; am 16. Januar 1877 schreibt er an die Gräfin Eleonore Hoyos: „Malen ist eine Kunst, Dichten auch, und gar Musik; die größte Kunst aber ist Leben. Am eigenen Leben ein Künstler werden, ist allein wert, Zahnschmerzen zu dulden und Geld zu entbehren. Wenn die Finger erstarren, soll ein Kunstwerk aus der Hand fallen; der eine bekam Gold zu einem Geschmeide, der Elfenbein zu einem Götterbilde; aber wärs nur eine Handvoll Dreck, ein Modell ließ sich draus kneten. Und wenn Sie fragen, was tun wir damit? Das – sag ich. Wenig oder viel, groß oder klein ist gleichgültig, etwas ist alles.“

Es gibt ein Glück des Herbstes, das auf sich selbst zu lauschen scheint: alle Tiefen sind gestillt und alle Höhen licht. Es ist eine andere Schönheit, die sich da offenbart,

als im Sturm und Drang der Jugend, deren Fülle ja nicht immer ein langes Leben und kraftvolles Schaffen verbürgt. Und es gibt Menschen, die erst in ihrem Herbst zu jener goldenen Ruhe gelangen können, die jeden Irrtum der Entwicklung rechtfertigt und aus der milden Fülle klaren Bewußtseins den Gleichgestimmten ihre Früchte darreicht. Villers gehört zu diesen auserlesenen Altersnaturen, die harmonisch endigen müssen: was er denkt und tut, Schrullen und Launen, Tiefsinn und Narretei führen immer wieder auf eine bedeutende Persönlichkeit zurück, die nicht ohne wahrhaft geniale Züge ist. Die „Briefe des Unbekannten“ werden ihren Platz in der deutschen Literatur behaupten; denn sie sind nicht nur ein Denkmal einer gewissen Zeit und eines bestimmten Kreises, sondern auch, in usum hominum elegantiorum, die Offenbarung einer Natur im Sinne Goethes.

*

DER DICHTER UND DER ENGEL

EIN ZWIEGESPRÄCH VON FELIX BRAUN

DER DICHTER

(schlafend)

Wie aber kam das Böse in die Welt,
Wenn Gott die Güte ist? Ich fass es nicht.

DER ENGEL

Der Schöpfer schuf es nicht. Es kam durch euch.

DICHTER

Durch mich?

ENGEL

Durch dich. Durch euch Geschöpfe alle!

DICHTER

Was schüfen wir? – Der Schöpfer schufs uns an.
Und tat er das – in ihm auch wäre Böses! –
Du schweigst? – So ist es dies!

ENGEL

Der Schöpfer ist
Die ganze Gottheit nicht.

DICHTER

Das kann ich fassen!
Ich bin nicht nur der Künstler. Aber ich
Verbessere, was ich für schlecht erkannt.

ENGEL

Auch wenn du ruhst?

DICHTER

Wie mag die Gottheit ruhen?

ENGEL

Weißt du das nicht? Noch währt sein Ruhetag.

DICHTER

Wie?

ENGEL

Eure Ewigkeit: die siebente.

DICHTER

Schafft er denn nicht Geschöpfe der Natur
Noch fort?

ENGEL

Seit ihr erschaffen wart, nicht mehr.

DICHTER

Wohl wahr. Von keinem neuen Tier hört man,
Von keiner neuen Blume, außer die
Wir selber züchten.

ENGEL

Es ist Ruhetag.
Der Schöpfer sieht euch zu. Er kann euch nicht
Mehr ändern. Aber helfen. Und er hilft
Euch oft – das wißt ihr.

DICHTER

Oft – jedoch nicht immer.

ENGEL

Sechs Ewigkeiten schuf die große Kraft.
Blick in die Welt: ermissest du die Fülle?
Bedenkst du, daß Äonen leuchteten
Ohne die Rose? Daß erst spät im Erz
Das Gold erwachte? Höchlich freute ihn
Der Fische Bildung. Oh – ich sah ihm zu,
Wie er aus Himmelslichtern, deren viele
Seither verloschen sind, die seligen
Vögel von Eden in den Äther hauchte
Und sie entflatterten ins Abendrot.
Einst brausten Urwaldwipfel durch das Blau,
Das eisig dunkel glomm, wie das Gefieder
Des Alks noch heut. Das war die furchtbare
Zornzeit, da er geflügelte Echsen hetzte

Aus Hagelwolken, schwarz, wie nicht die Nacht,
Die sanfte, schattet, die er euch gemildert
Aus Un-Licht-Schächten namenlos. Zwar hob
Er solchen Greul von euch. Doch Liebliches
Ersann er nicht mehr aus, seit ihr hier atmet.

DICHTER

Wie wars, da ihm die Tanne einfiel? Sicher
Der Tag nicht, da er die Platane fand.

ENGEL

Tor! Was belehr ich dich? Dies wisse: Gott
Ließ ab von euch. Er ruht. Er freut sich seiner
Geschöpfe.

DICHTER

Freut sich, sagst du?

ENGEL

Euer kaum!
Doch all der andern, ja!

DICHTER

Warum nicht unser?
Ich will dirs sagen: Weil er –

ENGEL

Still!

DICHTER

Weil er
Die Anklage in unserm stummen Aug
Nicht mehr erträgt!



ENGEL

Du sagst es. Wie denn wäre
Das Leiden in der Welt, wenn nicht er selbst,
Der Schöpfer, litte?

DICHTER

Woran litte er?

ENGEL

Du, Künstler, fragst das?

DICHTER

Aber er ist Gott
Und ist allmächtig!

ENGEL

Sag: vielmächtig – und
Du wirst geringer fehlgehn.

DICHTER

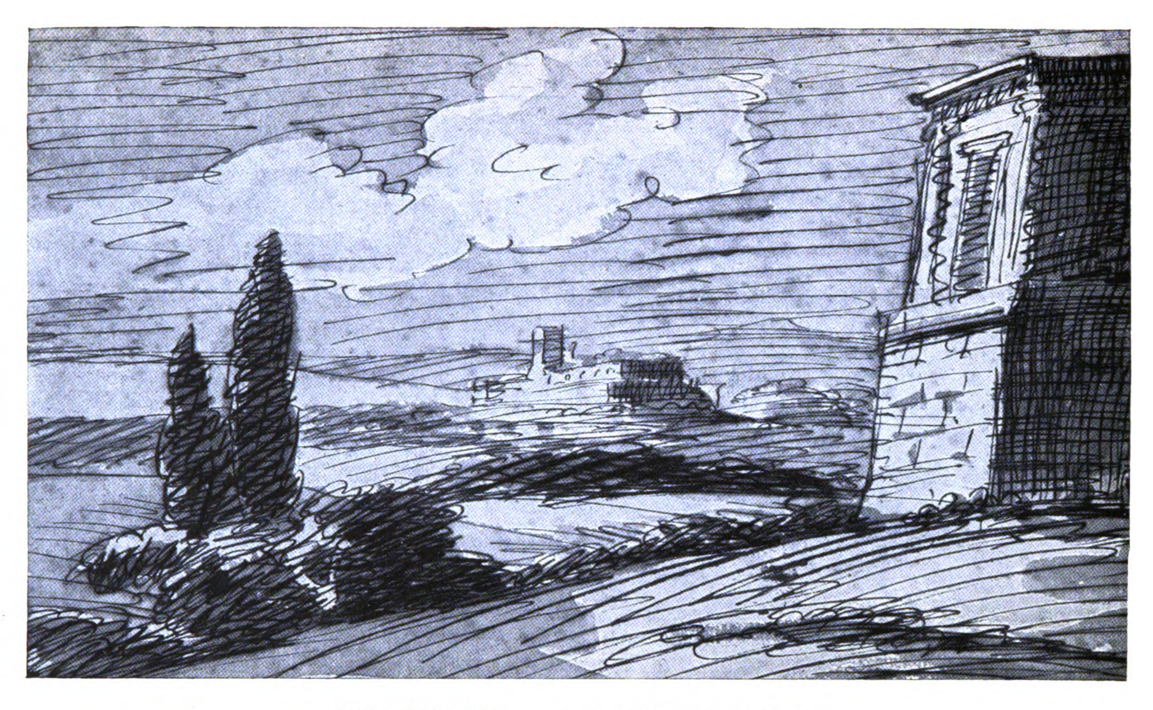
Steht es so –:
Wozu dann noch ein Gott? Ich kann ihn leugnen,
Ohn daß sein Blitz mich trifft!

ENGEL

Glaubst du aus Furcht,
So leugne nur getrost.

DICHTER

Im Dämmerkreis
Führst du mich, aber Festes greif ich nicht.
Gott ist, so lehrst du, und so glaub ich dir,
Doch nicht allmächtig sei er, ja zur Zeit,



Grabmal des Theron. Handzeichnung von Goethe

Wie ein Ermatteter von großem Werk,
Rastend, gar schlafend. In uns doch wirkt fort
Sein göttlich Wesen – ach, wie, Engel, wirkts?
Böse, als wär es nicht von ihm gezeugt,
Vielmehr – vergib! – von –

ENGEL

Glaube! Liebe! Hoffe!

DICHTER

Ich will. Doch unbeschwichtigt fragts in mir.

ENGEL

Du bist zu jung. Euch reift die Einsicht spät.

DICHTER

Bleib! Fragen muß ich dich –

ENGEL

Schon rufts mich ab.

DICHTER

Nur dieses eine noch!

ENGEL

Sprich rasch!

DICHTER

Nochmals
Erkläre mir: Gott schuf, doch ruht davon?
Gott schuf das Gute, und es wird das Böse?

ENGEL

Geschöpf, laß ab, des Schöpfers zu gedenken,
Den du nicht fassest!

DICHTER

Wie kann Böses sein,
Wenn Gott die Güte ist?

ENGEL

Wach auf!

Aus dem neuen Gedichtband.

*

ÜBER MOZARTS TOD

EIN BRIEF VON SOPHIE HAIBL AN NIKOLAUS NISSEN

MOZART bekam unsere selige Mutter immer lieber und selbe ihn auch, daher Mozart öfters auf die Wieden, wo unsere Mutter und ich beim goldenen Pflug logierten, in einer Eile gelaufen kam, ein Säckchen unter dem Arme trug, worinnen Koffee und Zucker war, überreichte es unserer guten Mutter und sagte: „Hier, liebe Mama, haben Sie eine kleine Jause." Dies freute sie denn wie ein Kind. Dies geschah sehr oft. Kurz, Mozart kam nie mehr leer zu uns.

Nun als Mozart erkrankte, machten wir beide ihm die Nachtleibel, welche er vorwärts anziehen könnte, weil er sich vermög Geschwulst nicht drehen konnte. Und weil wir nicht wußten, wie schwer krank er seie, machten wir ihm auch einen wattierten Schlafrock (wozu uns zwar zu allem das Zeug seine gute Frau, meine liebste Schwester, gab), daß, wenn er aufstehete, er gut versorgt sein möchte. Und so besuchten wir ihn fleißig, und er zeigte auch eine herzliche Freude an dem Schlafrock zu haben. Ich ging alle

Tage in die Stadt, ihn zu besuchen, und als ich einmal an einem Sonnabend hineinkam, sagte Mozart zu mir: „Nun, liebe Sophie, sagen Sie der Mama, daß es mir recht sehr gut gehet und daß ich noch in der Oktave zu ihrem Namensfeste kommen werde, ihr zu gratulieren.“ Wer hatte eine größere Freude als ich, meiner Mutter eine so frohe Nachricht bringen zu können, nachdeme selbe die Nachricht immer kaum erwarten konnte. Ich eilte dahero nach Hause, sie zu beruhigen, nachdeme er mir wirklich auch selbsten sehr heiter und gut zu sein schien.

Den andern Tag war also Sonntag. Ich war noch jung und gestehe es, auch eitel und putzte mich gerne, mochte aber aufgeputzt nie gerne zu Fuß aus der Vorstadt in die Stadt gehen, und zu fahren war mirs ums Geld zu tun. Ich sagte dahero zu unserer guten Mutter: „Liebe Mama, heute gehe ich nicht zu Mozart; er war ja gestern so gut, so wird ihm wohl heute noch besser sein, und ein Tag auf oder ab, das wird wohl nichts machen.“ Sie sagte darauf: „Weißt du was, mache mir eine Schale Koffee, und nachdeme werde ich dir schon sagen, was du tun sollst.“ Sie war ziemlich gestimmt, mich zu Hause zu lassen, denn die Schwester weiß, wie sehr ich immer bei ihr bleiben mußte. Ich ging also in die Küche. Kein Feuer war mehr da, ich mußte ein Licht anzünden und Feuer machen. Mozart ging mir denn doch nicht aus dem Sinne. Mein Koffee war fertig, und mein Licht brannte noch. Nun sah ich, wie verschwenderisch ich mit meinem Licht gewesen, so viel verbrannt zu haben. Das Licht brannte noch hoch auf. Jetzt sah ich starr in mein Licht und dachte, ich möchte doch gerne wissen, was Mozart macht – und wie ich dies dachte und ins Licht

sehe, löschte das Licht aus und so aus, als ob es nie gebrannt hätte; kein Fünkchen blieb an dem großen Dochten. Keine Luft war nicht, dies kann ich beschwören. Ein Schauer überfiel mich. Ich lief zu unserer Mutter und erzählte es ihr. Sie sagte: „Genug, ziehe dich geschwinde aus und gehe hinein und bringe mir aber gleich Nachricht, wie es ihm gehet! Halte dich aber ja nicht lange auf!“ Ich eilte, so geschwinde ich nur konnte.

Ach Gott, wie erschrak ich nicht, als mir meine halb verzweifelnde und doch sich moderieren wollende Schwester entgegenkam und sagte: „Gott Lob, liebe Sophie, daß du da bist! Heute nacht ist er so schlecht gewesen, daß ich schon dachte, er erlebt diesen Tag nicht mehr. Bleibe doch nur heute bei mir, denn wenn er heute wieder so wird, so stirbt er auch diese Nacht. Gehe doch ein wenig zu ihm, was er macht.“ Ich suchte mich zu fassen und ging an sein Bette, wo er mir gleich zurufte: „Ach gut, liebe Sophie, daß Sie da sind! Sie müssen heute nacht dableiben, Sie müssen mich sterben sehen.“ Ich suchte mich stark zu machen und ihm es auszureden, allein er erwiderte mir auf alles: „Ich habe ja schon den Totengeschmack auf der Zunge“ und „Wer wird denn meiner liebsten Konstanze beistehen, wenn Sie nicht hierbleiben!“ „Ja, lieber Mozart, ich muß nur noch zu unserer Mutter gehen und ihr sagen, daß Sie mich heute gerne bei sich hätten; sonst gedenkt sie, es seie ein Unglück geschehen.“ „Ja, das tun Sie, aber kommen Sie ja bald wieder!“

Gott, wie war mir da zumute! Die arme Schwester ging mir nach und bat mich um Gottes willen, zu denen Geistlichen bei St. Peter zu gehen und einen Geistlichen zu

bitten, er möchte kommen so wie von ungefähr. Das tat ich auch, allein selbe weigerten sich lange, und ich hatte viele Mühe, einen solchen geistlichen Unmenschen dazu zu bewegen. Nun lief ich zu der mich angstvoll erwartenden Mutter. Es war schon finster. Wie erschrak die Arme! Ich beredete selbe, zu der ältesten Tochter, der seligen Hofer, über Nacht zu gehen, welches auch geschah, und ich lief wieder, was ich konnte, zu meiner trostlosen Schwester.
Da war der Süßmayr bei Mozart am Bette. Dann lag auf der Decke das bekannte Requiem, und Mozart explizierte ihm, wie seine Meinung seie, daß er es nach seinem Tode vollenden sollte. Ferner trug er seiner Frau auf, seinen Tod geheimzuhalten, bis sie nicht vor Tag Albrechtsberger davon benachrichtigt hätte: „denn diesem gehört der Dienst vor Gott und der Welt".
Closset, der Doktor, wurde lange gesucht, auch im Theater gefunden; allein er mußte das Ende der Piece abwarten. Dann kam er und verordnete ihm noch kalte Umschläge über seinen glühenden Kopf, welche ihn auch so erschütterten, daß er nicht mehr zu sich kam, bis er nicht verschieden. Sein Letztes war noch, wie er mit dem Munde die Pauken in seinem Requiem ausdrücken wollte; das höre ich noch jetzt.
Nun kam gleich Müller aus dem Kunstkabinett und drückte sein bleiches, erstorbenes Gesicht in Gips ab.
Wie grenzenlos elend seine treue Gattin sich auf ihre Kniee warf und den Allmächtigen um seinen Beistand anrufte, ist mir, liebster Bruder, unmöglich zu beschreiben. Sie konnte sich nicht von ihm trennen, so sehr ich sie auch bat. Wenn ihr Schmerz noch zu vermehren gewesen wäre,

so müßte er dadurch vermehrt worden sein, daß den Tag auf die schauervolle Nacht die Menschen scharenweis vorbeigingen und laut um ihn weinten und schrien.

Aus Leitzmann, Wolfgang Amadeus Mozart.
Berichte der Zeitgenossen und Briefe.

*

ZWEI GEDICHTE
VON RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER

DIE ABDANKUNG

DA du nun hingehst, Jugendzeit,
Und ich den Tag im Rücken habe,
Wollt ich, der Abschied wär mir leid
Und rein der Dank für deine Gabe.

Ach, daß du selber mich genarrt
Um Tränen, die mein Wunsch dir gönnte,
Dies Herz, vor deinem Hohn erstarrt,
Sich noch um dich erweichen könnte,

Daß mir noch irgendein Verlust
Erschütternd an mein Innres rührte,
Zu einem Seufzer meine Brust,
Zu Klage meinen Mund verführte!

O, glaube, Dauer dünkt kinderleicht,
Belohnt den frommen Geber gerne,
Da du mir scheelen Blicks gereicht
Die Frucht mit unfruchtbarem Kerne.

Verwunschen: weder jung noch alt
Ertäubt ich unter deinem Segen;
Daß ich noch bin, ist durch Gewalt,
Die ich mir antat, dir entgegen.

Mich hebend aus dem dunklen Bann,
Mit dem mich dein Gebot umzirkte,
In Reiche, da der Geist gewann,
Was unter Menschen Mensch verwirkte.

Und heischtest dennoch hochgemut
Für jeden Trug, mit dem du trogest,
Den Zoll, den du aus meinem Blut
Mit ewig leerer Lippe sogest.

Fahr, Schemen, denn auf immerdar
Hinunter zu den andern Schemen;
Für Gabe, die nicht Gabe war,
Magst Dank du, der nicht Dank ist, nehmen.

Denn ich – so sehr dirs Undank heißt –,
Leb erst, wo du mich nicht mehr schatzest,
Nicht mehr in meinen Becher spei'st,
Nicht mehr aus meiner Schüssel atzest.

Wo du nicht flohst, nahm ich die Flucht,
Der nicht vermocht dich zu erstillen,
Schon dankbar, wenn er nicht verflucht
Dich und sich selbst um deinetwillen.



Du magst an deine Niederfahrt,
Ich an die meine mich begeben.
Die Straße, die uns beiden ward,
Trennt ein Gebirg: unwendbar Leben.

*

VOR MORGEN

Geheimnisvoll
Dein Kommen und dein Gehn. –
Rief ich, hast du gerufen?
Zwiesprach unvorgesehn,
Geheimnisvoll
Auf unbetretenen Stufen
Dein Kommen und dein Gehn! –

O Augen-Blick,
O Strahl, der durch mich schlägt,
Entsündigung, Verklärung!
Wie, daß dies Herz erträgt
Den Augen-Blick,
Den Funken der Bewährung,
Den Strahl, der durch mich schlägt!

Und wärs, und wärs
Zerbrochen, wär verbrannt,
Das finstre Weltgesichte,
Das kennend nichts erkannt, –
Und wärs, und wärs
Im wandellosen Lichte
Zerbrochen, wär verbrannt!

Nur Du, nur ich! –
Das andre war ein Traum.
Im Aufgang steht das Zeichen,
Da wirs erwartet kaum.
  Nur Du, nur ich! –
– Die Nachtgestirne bleichen. –
Das andere – war – – Traum. – –

*

VERSUCH EINER ALLGEMEINEN VERGLEICHUNGSLEHRE

VON GOETHE

[Bruchstück aus der ersten Hälfte der neunziger Jahre]

WENN eine Wissenschaft zu stocken und, ohnerachtet der Bemühung vieler tätiger Menschen, nicht vom Flecke zu rücken scheint, so läßt sich bemerken, daß die Schuld oft an einer gewissen Vorstellungsart, nach welcher die Gegenstände herkömmlich betrachtet werden, an einer einmal angenommenen Terminologie liege, welcher der große Haufe sich ohne weitere Bedingung unterwirft und nachfolgt und welcher denkende Menschen selbst sich nur einzeln und nur in einzelnen Fällen schüchtern entziehen.
Von dieser allgemeinen Betrachtung gehe ich gleich zu dem Gegenstande über, welchen wir hier behandeln, um sogleich so deutlich als möglich zu sein und mich von meinem Zwecke nicht zu entfernen.
Die Vorstellungsart, daß ein lebendiges Wesen zu gewissen Zwecken nach außen hervorgebracht und seine Gestalt durch eine absichtliche Urkraft dazu determiniert werde,

hat uns in der philosophischen Betrachtung der natürlichen Dinge schon mehrere Jahrhunderte aufgehalten und hält uns noch auf, obgleich einzelne Männer diese Vorstellungsart eifrig bestritten, die Hindernisse, welche sie in den Weg lege, gezeigt haben.

Es kann diese Vorstellungsart für sich fromm, für gewisse Gemüter angenehm, für gewisse Vorstellungsarten unentbehrlich sein, und ich finde es weder rätlich noch möglich, sie im ganzen zu bestreiten. Es ist, wenn man sich so ausdrücken darf, eine triviale Vorstellungsart, die ebendeswegen, wie alle triviale Dinge, trivial ist, weil sie der menschlichen Natur im ganzen bequem und zureichend ist. Der Mensch ist gewohnt, die Dinge nur in der Maße zu schätzen, als sie ihm nützlich sind, und da er, seiner Natur und seiner Lage nach, sich für das Letzte der Schöpfung halten muß: warum sollte er auch nicht denken, daß er ihr letzter Endzweck sei? Warum soll sich seine Eitelkeit nicht den kleinen Trugschluß erlauben? Weil er die Sachen braucht und brauchen kann, so folget daraus: sie seien hervorgebracht, daß er sie brauche. Warum soll er nicht die Widersprüche, die er findet, lieber auf eine abenteuerliche Weise heben, als von denen Forderungen, in denen er sich einmal befindet, nachlassen? Warum sollte er ein Kraut, das er nicht nutzen kann, nicht Unkraut nennen, da es wirklich nicht an dieser Stelle für ihn existieren sollte? Eher wird er die Entstehung der Distel, die ihm die Arbeit auf seinem Acker sauer macht, dem Fluch eines erzürnten guten, der Tücke eines schadenfrohen bösen Wesens zuschreiben, als eben diese Distel für ein Kind der großen allgemeinen Natur zu halten, das ihr ebenso nahe am Herzen liegt als der sorg-

fältig gebauete und so sehr geschätzte Weizen. Ja, es läßt sich bemerken, daß die billigsten Menschen, die sich am meisten zu ergeben glauben, wenigstens nur bis dahin gelangen, als wenn doch alles wenigstens mittelbar auf den Menschen rückfließen müsse, wenn nicht noch etwa eine Kraft dieses oder jenes Naturwesens entdeckt würde, wodurch es ihm als Arzenei oder auf irgendeine Weise nützlich würde.

Da er nun ferner an sich und an andern mit Recht diejenigen Handlungen und Wirkungen am meisten schätzt, welche absichtlich und zweckmäßig sind, so folgt daraus, daß er der Natur, von der er ohnmöglich einen größern Begriff als von sich selbst haben kann, auch Absichten und Zwecke zuschreiben wird. Glaubt er ferner, daß alles, was existiert, um seinetwillen existiere, alles nur als Werkzeug, als Hülfsmittel seines Daseins existiere, so folgt, wie natürlich, daraus, daß die Natur auch ebenso absichtlich und zweckmäßig verfahren habe, ihm Werkzeuge zu verschaffen, wie er sie sich selbst verschafft.

So wird der Jäger, der sich eine Büchse bestellt, um das Wild zu erlegen, die mütterliche Vorsorge der Natur nicht genug preisen, daß sie von Anfang her den Hund dazu gebildet, daß er das Wild durch ihn einholen könne. Es kommen noch mehr Ursachen dazu, warum es überhaupt den Menschen unmöglich ist, diese Vorstellungsart fahren zu lassen.

Wie sehr aber ein Naturforscher, der über die allgemeinen Dinge weiter denken will, Ursache habe, sich von dieser Vorstellungsart zu entfernen, können wir an dem bloßen Beispiel der Botanik sehen. Der Botanik als Wissenschaft

sind die buntesten und gefülltesten Blumen, die eßbarsten und schönsten Früchte nicht mehr, ja im gewissen Sinne nicht einmal so viel wert als ein verachtetes Unkraut im natürlichen Zustande, als eine trockne unbrauchbare Samenkapsel.

Ein Naturforscher also wird sich nun einmal schon über diesen trivialen Begriff erheben müssen, ja, wenn er auch als Mensch jener Vorstellungsart nicht loswerden könnte, wenigstens insofern er ein Naturforscher ist, sie soviel als möglich von sich entfernen.

Diese Betrachtung, welche den Naturforscher im allgemeinen angeht, trifft uns auch hier nur im allgemeinen; eine andere aber, die jedoch unmittelbar aus der vorigen fließt, geht uns schon näher an. Der Mensch, indem er alle Dinge auf sich bezieht, wird dadurch genötigt, allen Dingen eine innere Bestimmung nach außen zu geben, und es wird ihm dieses um so bequemer, da ein jedes Ding, das leben soll, ohne eine vollkommene Organisation gar nicht gedacht werden kann. Indem nun diese vollkommene Organisation nach innen zu höchst rein bestimmt und bedingt ist, so muß sie auch nach außen ebenso reine Verhältnisse finden, da sie auch von außen nur unter gewissen Bedingungen und in gewissen Verhältnissen existieren kann. So sehen wir auf der Erde, in dem Wasser, in der Luft die mannigfaltigsten Gestalten der Tiere sich bewegen, und nach dem gemeinsten Begriffe sind diesen Geschöpfen die Organe angeschaffen, damit sie die verschiedenen Bewegungen hervorbringen und die verschiedenen Existenzen [sich] erhalten können. Wird uns aber nicht schon die Urkraft der Natur, die Weisheit eines denkenden Wesens, welches wir

derselben unterzulegen pflegen, respektabler, wenn wir selbst ihre Kraft bedingt annehmen und einsehen lernen, daß sie ebensogut von außen als nach außen, von innen als nach innen bildet? Der Fisch ist für das Wasser da scheint mir viel weniger zu sagen als: der Fisch ist in dem Wasser und durch das Wasser da; denn dieses letzte drückt viel deutlicher aus, was in dem erstern nur dunkel verborgen liegt, nämlich: die Existenz eines Geschöpfes, das wir Fisch nennen, sei nur unter der Bedingung eines Elementes, das wir Wasser nennen, möglich, nicht allein, um darin zu sein, sondern auch, um darin zu werden. Ebendieses gilt von allen übrigen Geschöpfen. Dieses wäre also die erste und allgemeinste Betrachtung von innen nach außen und von außen nach innen; die entschiedene Gestalt ist gleichsam der innere Kern, welcher durch die Determination des äußern Elementes sich verschieden bildet. Eben dadurch erhält ein Tier seine Zweckmäßigkeit nach außen, weil es von außen so gut als von innen gebildet worden und, was noch mehr, aber natürlich ist, weil das äußere Element die äußere Gestalt eher nach sich als die innere umbilden kann. Wir können dieses am besten bei den Robbenarten sehen, deren Äußeres soviel von der Fischgestalt annimmt, wenn ihr Skelett uns noch das vollkommene vierfüßige Tier darstellt.

Wir treten also weder der Urkraft der Natur noch der Weisheit und Macht eines Schöpfers zu nahe, wenn wir annehmen, daß jene mittelbar zu Werke gehe, dieser mittelbar im Anfang der Dinge zu Werke gegangen sei. Ist es nicht dieser großen Kraft anständig, daß sie das Einfache einfach, das Zusammengesetzte zusammengesetzt hervor-

bringe? Treten wir ihrer Macht zu nahe, wenn wir behaupten: sie habe ohne Wasser keine Fische, ohne Luft keine Vögel, ohne Erde keine übrigen Tiere hervorbringen können, so wenig als sich die Geschöpfe ohne die Bedingung dieser Elemente existierend denken lassen? Gibt es nicht einen schönern Blick in den geheimnisreichen Bau der Bildung, welche, wie nun immer mehr allgemein anerkannt wird, nach einem einzigen Muster gebaut ist, wenn wir, nachdem wir das einzige Muster immer genauer erforscht und erkannt haben, nunmehr fragen und untersuchen: was wirkt ein allgemeines Element unter seinen verschiedenen Bestimmungen auf ebendiese allgemeine Gestalt? was wirkt die determinierte und determinierende Gestalt diesen Elementen entgegen? was entsteht durch diese Wirkung für eine Gestalt der festen, der weicheren, der innersten und der äußersten Teile? Was, wie gesagt, die Elemente in allen ihren Modifikationen durch Höhe und Tiefe, durch Weltgegenden und Zonen hervorbringen.

Wie vieles ist hier schon vorgearbeitet, wie vieles braucht nur ergriffen und angewandt zu werden, ganz allein auf diesen Wegen! Und wie würdig ist es der Natur, daß sie sich immer derselben Mittel bedienen muß, um ein Geschöpf hervorzubringen und zu ernähren!

So wird man auf ebendiesen Wegen fortschreiten, und wie man nur erst die unorganisierten, undeterminierten Elemente als Vehikel der organisierten Wesen angesehen, so wird man sich nunmehr in der Betrachtung erheben und wird die organisierte Welt wieder als einen Zusammenhang von vielen Elementen ansehen. Das ganze Pflanzenreich z. E. wird uns wieder als ein ungeheures Meer er-

scheinen, welches ebensogut zur bedingten Existenz der Insekten nötig ist als das Weltmeer und die Flüsse zur bedingten Existenz der Fische, und wir werden sehen, daß eine ungeheure Anzahl lebender Geschöpfe in diesem Pflanzenozean geboren und ernährt werde, ja wir werden zuletzt die ganze tierische Welt wieder nur als ein großes Element ansehen, wo ein Geschlecht auf dem andern und durch das andere, wo nicht entsteht, doch sich erhält. Wir werden uns gewöhnen, Verhältnisse und Beziehungen nicht als Bestimmungen und Zwecke anzusehen, und dadurch ganz allein in der Kenntnis, wie sich die bildende Natur von allen Seiten und nach allen Seiten äußert, weiterkommen. Und man wird sich durch die Erfahrung überzeugen, wie es bisher der Fortschritt der Wissenschaft bewiesen hat, daß der reellste und ausgebreitetste Nutzen für die Menschen nur das Resultat großer und uneigennütziger Bemühungen sei, welche weder taglöhnermäßig ihren Lohn am Ende der Woche fordern dürfen, aber auch dagegen ein nützliches Resultat für die Menschheit weder am Ende eines Jahres noch Jahrzehents noch Jahrhunderts vorzulegen brauchen.

Aus der neuen Ausgabe von Goethes Naturwissenschaftlichen Schriften.

*

DER SPAZIERGANG

VON OTTO FREIHERRN VON TAUBE

ABENDS fuhr Henner ab von Berlin mit dem guten Schnellzuge. Im Abteil Dritter war Platz. Er konnte sich strecken; er machte sichs weich durch Unterlage seines Mantels und



tat den Rucksack sich unter den Kopf. Er war guten Mutes und schlief gut. Zwar mußte er zweimal umsteigen, doch erst gegen Ende der Reise, als er schon ausgeschlafen hatte. Bald sah er in mildem Morgenglast die Gegend liegen, die ihn erregte und ansprach: weite, just sich rötende Heidestrecken, leicht gewellt bis zur blauen Ferne; Feld, Gehölz; Baumreihen, überwiegend von Birken, und hin und wieder auf gewissen Bereichen – auf den ersten Blick täuschend, als wärs eine weidende Herde von dunklem Getier, dann aber kenntlich durch untrügliche Pflanzenhaftigkeit ein seltsam gestaltetes Volk von Wacholdersträuchern. Das Bahnhofsgebäude, da er endgültig ausstieg, glich allen kleinen Bahnhöfen. Doch es befand sich ganz am Rande der Ortschaft, und jenseits der Schienenstränge lag, weithin verblauend, jenes schon auf der Fahrt von ihm genossene Land, dessen herzweitende Sicht den jahrelang in der Großstadt Abgeschlossenen, unter Stein Versteinten weich werden ließ und ihn eigentümlich rührte. Und welche Sonne darüber just in diesem Augenblick! Und wie süß wehte dorther, allen Ruß- und Kohlengestank des Fahrzeugs überwindend, ein süßer Honig! Das Bedürfnis, bald loszuwandern, drum rasch zu frühstücken, trieb Henner in die erste beste Wirtschaft grad dem Bahnhof gegenüber. Wie weiß, wie duftig war das Brot, wie groß der Kaffeetopf! Zaghaft, den Preis befürchtend, griff er nach Schinken und Eiern; und wie billig war trotzdem die Zeche! Er fühlte sich kräftig, wohlgelaunt. Herrlich ließ sich der Tag an; gut war jedes Vorzeichen.

Er fragte nach dem Wege nach Möllersbostel. Man wies ihn gleich unter der Bahnunterführung durch, ohne daß er



Gustave Doré:
Holzschnitte zu Balzacs Tolldreisten Geschichten

das Städtchen zu berühren brauche, in jenes fernhin verblauende Land, daraus ihn der Honigduft angeweht hatte. Er fragte nach der Länge des Weges. Man beschied ihn, sechs Stunden Landstraße; wenn er über die „Steinhäuser“ – die Hünengräber – kürzen wolle, viereinhalb bis fünf. Er entschloß sich zu letzterem, zumal man ihm sagte, daß ein Weiser angebe, wo der Seitenweg von der Hauptstraße abzweige.

Er ging. Es war sonnig; doch eben noch Morgen, und ein frischer Wind, gekühlt über der unweiten deutschen See, nahm der Witterung alles Drückende. Ein Erfahrener hätte den Rucksack sich vielleicht leichter gepackt, ein anderer als Henner auch weniger Papierenes mit sich zu nehmen brauchen. Aber, er war ja nicht schwach; die Bürde plagte ihn vorerst nicht. Und sein Herz war heut wie die Welt ganz voller Morgens. Die birkenbefolgte hohe Landstraße führte bald vorbei an Heideflächen, bald an bebautem Feld; das Getreide wurde schon blond; der Klee und manch anderes landwirtschaftliches Kraut, das er nicht kannte, blühten; er sah nur die Farben der Flächenstücke, die goldgelbe der Lupinen, die weißrosige des Buchweizens, die grauliche der Serradelle. Seit er, wo er den Wegweiser traf, von der Straße abbog, ward ihm noch freier zumut. Jetzt führte ihn die weiche, sandige, geschlängelte Bahn, gleichfalls begleitet von der anmutigen Baumart – zweigrieselnder Häupter, jungfräulicher weißer Stämme –, ganz durch ein rosig erblühtes Wellengelände, während vom Rande manchmal ein Gehölz näher trat, selten – und immer wegab gelegen – ein breites Gehöft ziegelrot aus dem Schutze der hundertjährigen Wettereichen vorlugte; jetzt konnte er

nahe auch die Wacholdervölker gewahren, die gleich dunkelen schlanken Lebewesen in Herden an den Hängen weideten. Auch wirkliche weidende Schnucken traf er an. Wie bewegte ihn nun die Erwartung, wo er näher schritt, mit wirklichem Auge zum ersten Male ein Hünengrab zu schauen, das er sich nach Abbildungen oft schon vorgestellt hatte. Und auf einmal in Lüften ein Schrei. Was wars? Hatte er von diesem Laute seine einstige Kinderseele wieder eingefangen? War er auf einmal wieder der ungebunden selige Knabe, wie er es, da sein gewaltiger Vater noch lebte, im Heimattal von Zennern gewesen war? „Der Bussard!" wachte die Erinnerung auf und mit ihr ein längst verschüttetes Ich, das Natur und Freiheit gewohnt und darin glücklich gewesen war. Das Auge ward ihm feucht. Er war am Weinen. Und wußte nicht, ob vor Schmerz um etwas, das mit ihm anders geworden wäre, oder vor Seligkeit, weil das Alte wieder auflebe. Und tief ergriff ihn die Sucht, seine Heimat wiederzusehen, in seiner Heimat seine Zukunft zu suchen. Die Heimat sollte, träumte er jetzt, der Schauplatz werden seiner Erlösungstaten. Er, der sonst jahrelang niemals geschaut vor lauter Gedanken, heut hatte er geschaut, und das hatte ihn auftauen lassen, ihm wohlgetan.
Nun aber begann er von seiner Zukunft zu träumen, und seine Augen kehrten sich nun wieder in sich herein. Der Bussard rief abermals; Henner wachte noch einmal auf. Wars nicht Zeit, an den Steinhäusern vorüberzukommen? Er konnte sie vor sich nicht wahrnehmen; er sah um sich herum. Und ein neuer Schmerz ergriff ihn: er hatte sich an ihnen vorbeigeträumt; dort hinten, wo er achtungslos vorbeigewandert war, gerade noch deutlich sichtbar, schimmerten sie bereits,

die grau im Schatten eines überhängenden Holzes hingelagerten mächtigen Gefüge aus Findlingsblöcken, einer davon als Dach über drei als Wände gestellt, wie von Riesenkräften hingewälzt; schwarz gähnte von diesen urtümlichen Gehäusen die vierte, die offene Seite ihm nach, und drohend, just über ihrem gewaltigsten, hob sich aus dem Nadelgehölz eine teils abgestorbene Eiche, neben ihrer noch weithin greifenden grünen Halbkrone das knorrige, rindenentblößte Gebilde eines toten Astes kreideweiß gegen den dunkelen Grund aufreckend. „Weh, weh!“ durchfuhr es ihn auf einmal: er, der seines Volkes Väter und Wurzeln suche, ihre echtesten Male hatte er nicht wahrgenommen, indem er sich selbst geträumt! Sollte er etwa in dem, was er wolle, am Deutschen vorüberträumen? Sein Gedanke schweifte zurück; er hielt an vor des alten Neddenriep Gestalt. Ja, ja, ihm fiel ein, er habe irgendwie gehört, er sei gestorben. Und dann wieder, er habe ihm einst erzählt, daß sein Geschlecht, ehe es in Hannover städtisch geworden, der Bauernschaft dieser Heide angehört habe und in anderen Zweigen dort noch gedeihe. Und wieder trat ihm vor die Seele, wie sein alter Meister, der milde Mann, ihm doch noch ganz andere Seiten des Deutschtums gezeigt habe, als er, Henner Dippel, sie habe sehen wollen. Er zweifelte, ob er umkehren sollte und die Blockgebilde unter der Eiche in Augenschein nehmen. Beinahe winkte ihm, aus dem Dunkel des Holzes sich abhebend, der dräuende tote Ast. Aber es war Mittag geworden, heiß. Und nun drückte ihn doch seine Last. Die Mühe, die das Zurückgehen bis zu den Steinhäusern ihm zu machen versprach, schreckte ihn ab. Er beschloß, weiterzuwandern. Er ging den Sandweg fort zwischen den zwei

Reihen Birken, bald wieder, wie gewohnt, versunken in seine Gedanken, nur noch tiefer eingelullt von Sonnenwärme und Honigduft. Kein Schrei aus den Lüften riß ihn mehr heraus, der einem anderen den Blick erhoben und in blauer Höhe den Schreienden selbst, den Bussard, gezeigt hätte, wie er seine prächtigen Kreise zog, oder aber den Vogel dieser Ebenen, den – wie die weiße Möwe über blauen Meeren – über roter Heide und grüner Wiese sich wiegenden weißen Weih. Eh er sichs versah, war er wieder auf der Landstraße, und das Bild des fernher auftauchenden, beim Wachsen der Nähe wachsenden großen Dorfes mit spitzem Kirchturm und Gartengrün entging ihm, weil er erst dicht vor der Mauer des ersten Hauses des inne wurde, daß er den Ort betrat.

Aus einem neuen Roman.

*

PROLOG UND EPILOG ZU SHAKESPEARES ‚STURM'

QUASI UNA PHANTASIA

VON STEFAN ZWEIG

PROLOG AN ARIEL

Wo bist du, Ariel, wo bist du? Meine Augen sind dunkel und erfühlen dich nicht, meine Hände liegen matt in Erwartung, aber mein Herz bebt, als ginge weißer Wind drüber hin. O die Erde an meinem Fuß, wie sie brennt, o die Schwere in den Schultern, wie michs drückt, und doch nahe schon fühl ich, Flügelschlag, dich, Schwinge der Heiterkeit. O faß mich, du Unsichtbarer, heb mich auf in dein Reich, heb mich auf, denn du bist Musik!

Ariel, Ariel, unsichtbare Welle der Luft, stürmende Woge meines Bluts, töne doch, ströme süß in mich ein! Aus deiner Flöte runden, wie aus des Knaben Rohr buntes Seifengebläse, sich milde Gebilde des Traums! Und ich will träumen, Ariel! Rühr mir die Stirne, Schmetterlingsflügelnder, und selbst werde ich leicht schon! Bist du mir nah, schweb ich auf, – bist du mir fern, so irr ich, ein Caliban, im geilen Dickicht der Erde.
O deine Schwebe, du Klang, du wehender Zauber, nun spür ich, nun spür ich sie schon! Du hast mich berührt: vom Nagel des Fingers bis in der Seele Gehäus zittere, glühe, taumle ich hin! Wo bin ich? Wo schweb ich? Was rauscht aus mir auf, – ist es mein Blut noch? Nein, Meer ist es, Meer, kobaltnes, fremdes, urheiliges Meer! Es glänzt in die Frühe des Morgens, weiß knistert Sand vom Gestade des Traums, Bäume wachsen grün aus meinem Gefühl, und in den Lianen schaukeln spitzschnäblige Vögel sich. O trunkene Einsamkeit, selig Hinsinken in dich, und um mich immer weiter und weiter das Meer, das Meer, das Meer: eine Insel ward mein Herz, rauschend im Schwall ihres Bluts, Strand unendlicher Träume. Wie mild ihre Brandung, wie schwanweiß die Wolke des Tags! Wie weich dies Alleinsein, doch nein! – sanft rührt sichs im Grün, weiß schreitet es her, ein Streifen Licht, ein Mädchen! O sie ist schön und sanft, in ihrer schlanken Fremdheit vergessene Kindheit, und mit einem Male, wie sie nun lächelnd in meinen Blick tritt, weiß ich ihren Namen auch, und er schmilzt auf den Lippen im Seufzer: Miranda! Bist du allein, Miranda? Laß mich, zitterndes Gras, deine Knie streifen, laß mich, spiegelnder Bach des Gefühls, dein Lächeln

trinken, kühl und doch eilend erregt, laß mich, trunkener Wind, einatmen den Duft deiner Unberührtheit, laß mich, bleicher Mond, auf deiner süßen Stirne schweben des Nachts! O selige Insel, die ich bin, ruhend in Welle ohne Begier, durchrauscht von Geflüster und Wind! Aber jetzt, jetzt wogt es wilder durch mich, ich schwanke, ich schaukle, Schiff bin ich, Schiff, schneidend durch Meerflut, ich schäume, ich stürze, klirrende Hände klammern sich an meines Herzens Bord, Trunkene grölen in meinem Eingeweide, – Sturm, Sturm aller Leidenschaft schleudert mich hin an deine Küste, Miranda!

Wach bin ich, wach, ich weiß, es ist alles Spiel nur: und doch, seit du mich rührtest, Ariel, bin ich Musik! Meine Augen sind zugetan, und doch glüht mir die Welt, ich liege im Schweren und schwebe doch; mit gelöstem Gefühl umschweb ich wie die Biene den Kelch aller Dinge Kern, alles Wesens Magie, denn selbst, selbst ward ich Musik! O selig, wen du anrührst, selig, wen du erlöst, Ariel, denn Musik ist aller Worte Sinn und Schwebe aller Schwere Lust: nah bin ich der Welt nun und fern doch den Menschen. Ich habe mich vergessen und verloren, namenlose Insel im ewigen Meer, ich lausche nur und fühle: so heb an, Ariel, spiele dein Spiel! In deiner Schwinge verschlungen schweb ich und schaue und trinke den bunten Schaum des Geschehens: hebe an, Ariel, und spiele dein Spiel, ich lausche und rausche und weiß schon nicht mehr, spiele ich mit, oder spielt es mit mir!

EPILOG AN CALIBAN

Caliban! Caliban! Spring auf die Beine, Verschreckter, Verprügelter, du! Glotz nicht so dumm, blinzle nicht so scheu ins weiße Licht – reck dich nur, spring auf die Füße – sie sind fort, alle fort! Das ganze Pack, sieh, dort steuerts auf schwindendem Schiff, nach Neapel fahren sie, Hochzeit halten, König spielen und Kinder machen und ihre Völker quälen mit Steuern und Schrauben, wie sie dich preßten mit Psalter und Buch! Ach, spei doch nicht ihnen nach, laß den Schleim in den Zähnen, sie sind ihn nicht wert! Lache lieber jetzt, Caliban, lache, daß die Fledermäuse von den Bäumen fallen, lache, lache, sie sind fort, das Menschengeschmeiß, das hier mit Branntwein und Säuselrede die Luft verpestet, und Ariel, der Quälgeist, er weht wo verloren im Wind, frei wie du, Caliban, frei, frei! Spürs doch, Caliban, Hexensohn, Faunsbruder, Panssohn, frei bist du, frei, Prospero ist fort, der alte Betbruder, und Miranda, die keusche von gestern (ist sie's heute noch?) und ihr Zuckerprinz Ferdinand, – es stinkt nicht mehr nach Menschen, es frömmelt nicht mehr nach Bibel, es muffelt nicht mehr von Seufzern der Liebe: nur die Blumen tun sich schweigend auf, und der Wind wirft sie hin und wider wie die Wellen draußen im Meer.

Caliban, Caliban, Dreckfink von Gottesgnaden, Niemandssohn, du Kobold, du Faun, du Bockskerl, spürs doch: jetzt bist du König hier auf deiner Insel, und sieh doch, sie ist so wüst nicht, wie jener gute Greis meinte. Denn des Menschen Augen sind ja blind hinter ihren Brillen, sie spüren das Lebendige nur in den Männern, die sie würgen, und in den Frauen, die sie tasten, aber das große Geheimnis, sie

wissens nicht, die Klügler! Sieh um dich! Kaum sind sie fort, kaum ist ihr schmutziger Atem von den Dingen, so regt sichs schon brüderlich um dich im Busch. Schau doch, höre nur, fühls, wie es brodelt um dich, wie in die Dolden Leben quillt und die Tiere aufschnobern mit wissendem Blick. Dort im Baum, der geil sich krümmt unter glitzernder Last, leuchtets weiß, biegsam-üppiges Fleisch, träubig hängts nieder vom stämmigen Ast: die Dryas, Caliban, nackt blinzt sie dir zu, und dort eine andere, und wieder eine, wieder eine! Und drüben, Caliban, weiß schäumt Schulter und Schenkel aus der Welle, schamhaft und lockend, die Najaden! Es lockt, es girrt, es turtelt, es röhrt, es stöhnt, es lacht, es giert, es schreit brünstig aus Wasser und Baum, das Leben ist wach, Caliban, der große Pan hat die Brüder gesandt, die Schwestern, daß sie dich suchen. Wie Granatäpfel saftig und prall sind ihre Schenkel, und ihre Brüste zittern wie wilde Tauben, – ach, sie sind keine Mirandas, keine Jüngferlein, die dem Mond selbst den Busen vernesteln und denen der Gürtel fester sitzt als der Verstand. Caliban, sie sind Weiber, sie blinzen grad auf deine starken haarigen Lenden und warten nur, daß du sie anspringst, ein toller Bock, um vor dir kreischend zu fliehn, bis du sie hast und das Kreischen Girren wird und ihr Schrei ein heißer Biß. Das große Spiel wollen sie spielen mit dir, das weiser ist als alle Worte Prosperos, und sieh nur, die Welle wirft sie dir zu, und der Busch zittert vor Neugier, dir Lager zu sein, und die Bäume rauschen ungeduldig, euch zu decken.

Aber Caliban, Caliban, du Narr, du Verschreckter, du zögerst ja! Was springst du sie nicht an, und zitterst doch

vor Wollust bis in dein struppiges Haar? Hast du's verlernt, mit den Händen, seit sie das Kreuz schlagen mußten, ein Weib in die Knie zu knicken? Aber ach, jetzt weiß ichs, du hast keinen Mut mehr, weil sie alle dich häßlich nannten, ein Ungeheuer, eine Ziegengeburt, weil ein besoffener Kellner, dem die Nase wie eine Mohnblüte brannte, dich ein Scheusal schalt und das Jüngferlein dir die Beine sperrte! Nein, Caliban, fürchte dich nicht! Laß dich einmal ansehen, wirf die schleißigen Fetzen weg, mit denen sie deine starke Scham umhängten, zeige sie nur offen, deine zottige behaarte Brust und deine stämmigen hufigen Beine! Freilich, fein bist du nicht gedrechselt, deine Mutter Sykorax hat Grobschmiedearbeit getan, dreimal drei Monate, bevor du zum ersten Male in die Nacht heultest, du bist nicht so glatt wie dieser spinndürre Fernando, und daß ich dirs offen gestehe, du stinkst ein wenig nach Bock, und pfui, wie du eben gerülpst hast – nein, fein bist du nicht, mein Caliban, aber stark und männlich. Ein bißchen zu weit offen sind deine Nüstern und dein Bart wie schmieriges Moos, aber wie weiß doch die Zähne hinter dem sinnlichen Breitmaul, die könnten Pferdeknochen zerknicken mit einem Biß, und da, die Muskeln auf deinen kurzen Armen, die springen wie Baumwurzeln vor. Und jetzt, wie du stampfst, ein böser Stier, heiß und wütig, scheinst du gar nicht so tölpisch mehr. Ein Tier bist du, Caliban, ein wildes, geiles, brünstiges Tier, Ziegensohn, Pansenkel: aber doch, glaube mir, wenn die Damen von Mailand und Neapel dich so sehen würden in deiner starken Nacktheit, aufgereckt die Lust in jedem Glied, glaub mir, Caliban, du gefielest ihnen, wie du mir gefällst.

Nein, Caliban, zögere nicht, tu, wie dichs juckt, du bist Herr jetzt und König, fort sind sie, fort, die dich in den Hintern getreten und dazu salbaderten von der großen Güte. Glaub mir, sie haben dich nur gehaßt, weil sie spürten, daß du stark bist, und sie dich lau haben wollten und verlogen, wie sie's selber sind. Miranda, was tut sie denn anders jetzt mit ihrem Zuckerprinz Fernando, als du ihr tuen wolltest damals in der Hütte (und hättest es besser getan, du Steifbock, als die geschniegelte Engbrust), und sie wird Kinder kriegen, sieben feine prinzliche Kindlein, und Prospero die Gicht zu seinem Herzogtum; du aber, Caliban, wirst so rasch nicht alt, weil du klüger bist, ja, klüger, denn du spei'st auf diesen Firlefanz von Ehre und Anstand. Lach sie aus, Caliban, lach sie aus! Ein Gott bist du und ein wildes Tier, wie du jetzt nackt und wiehernd über die Wiese dich wälzst und die Traube durch den Mund ziehst, daß der Saft dir rot über die Lippen rinnt; die selige Trunkenheit bist du, die göttliche Nacktheit, die ewige Brunst, und weißt doch nichts von all diesen breiten Worten, du Prächtiger. Ja, pack sie nur, deine Dryas, so, reiß sie vom Baum, hinunter ins Dickicht, daß die Äste krachen, – ach, wie ich dich liebe in deiner faunischen, phallischen Kraft! O wie gern möchte ich du sein, den Ariel erwürgen in meinem Herzen, der einen aufhebt in Musik und dann hinwirft in die ewige Dumpfheit des Lebens! Ach, Erde sein, Brunst, Gier, Tier wie du, unwissend, wild, nackt und trunken! Gib, gib mir die Traube aus deinem geilen Maul, schon bin ich trunken mit dir; komm, Caliban, sei mein Gesell, denn du bist Leben, die Wahrheit über allem Wissen, und, ich sage dirs offen, Caliban: ich liebe dich mehr als die Menschen!

GEDANKEN, MEINUNGEN UND ANEKDOTEN
VON HENRI BEYLE GENANNT DE STENDHAL

Wird man mich anklagen, ich verteidigte gewisse Zustände, weil ich sie beschreibe? Mich, der ich fest daran glaube, daß die Quelle der großen Liebe die Keuschheit ist?
Ach, es ist mein Schmerz, daß es keine Geheimsprache gibt, nur Eingeweihten bekannt. Dann könnte der ehrliche Mensch frei reden, in der Gewißheit, nur von seinesgleichen verstanden zu werden.

*

Die große Masse fühlt das Vorhandensein eines modernen Schönheitsideals dermaßen bestimmt, wenn auch unklar, daß sie sogar einen Namen gefunden hat: Eleganz. Was ist Eleganz? Etwas, dem vor allem eines eigentümlich ist: Mangel an jedweder, nicht in Beweglichkeit verwandelten Kraft.

*

Ich möchte, meine Leser glaubten mir nichts wörtlich, wenn sie das gleiche nicht selber schon festgestellt haben. Aufs Wort etwas glauben ist in der Politik wie in der Moral meist das bequemste; in Dingen der Kunst aber ist das der breite Weg zur Langweile. Ich empfehle Mißtrauen gegen jedermann, auch gegen mich. Die Hauptsache ist: nur bewundern, was wirklich Freude macht, und stets glauben, daß der bewundernde Nachbar bezahlt ist, um dich zu betrügen.

*

Man betrachte die Wirkung, die Napoleon in Europa hervorgerufen hat, wobei ich weit entfernt bin, das Große im Charakter dieses Mannes verkleinern zu wollen; aber ich möchte darauf hinweisen, wie minderwertig die führenden Männer des 18. Jahrhunderts in dem Augenblick waren, als er auftrat. Das dumpfe Staunen der Masse und die Bewunderung der höheren Minderheit stärkten seine Macht ins Wunderbare. Nun besetze man im Geiste die Throne von Deutschland, Italien, Rußland und Spanien mit Karl V., Julius II., Cäsar Borgia, Francesco Sforza, Alexander VI., Lorenzo und Cosimo Medici, gebe ihnen zu Beratern einen Morone, Ximenes, Gonsalvo di Cordova, Prospero Colonna, Acciajuoli, Picinnino, Capponi und frage sich dann: hätte der Kaiserliche Adler ebenso leicht um die Türme von Berlin, Wien, Neapel, Madrid und Moskau gekreist, wenn er Renaissancemenschen wider sich gehabt hätte?

*

Wann wird man in Europa erkennen, daß die Völker immer nur *den* Grad von Freiheit, in sich wie unter sich, haben, den ihr Mut ihrer Feigheit abringt?

*

In schweren Zeiten muß eine aufstrebende Nation Genies auch für die kleinen Stellen haben, die man in glücklichen Epochen mit Advokaten und Unterbeamten besetzt. Hätte Ludwig XVI. weiterregiert, so wären Danton und Moreau Rechtsanwälte gewesen, Pichegru, Masséna, Augereau Steuerkontrolleure, Desaix und Kleber Kompagniechefs, Bonaparte und Carnot Artilleriehauptleute (d. h. wenn sie

es über den Oberleutnant gebracht hätten), Lannes und Murat Huthändler oder Postmeister, Siéyès Großvikar und Mirabeau subalterner Diplomat.

*

Die Deutschen haben allesamt die Heiratsmanie. Die Häuslichkeit geht ihnen über alles. Unzweifelhaft würden sie mehr große Männer haben, wenn sie in der Mehrheit nicht so früh heirateten und damit im Spießbürgertum untergingen.

*

Im ersten Theater Roms führte man um 1785 Metastasios *Artaxerxes* mit der Musik von Ferdinando Bertoni (gestorben 1813) auf. Die Rolle des Arbaces sang der unvergleichliche Gasparo Pacchiarotti. In der berühmten Gerichtsszene, an der Stelle, wo der Komponist auf die Worte: *Eppur son innocente* ... einige Instrumentaltakte folgen läßt, bemerkte Pacchiarotti zu seinem Schreck, daß das Orchester nicht weiterspielte. Was ist da los, was macht ihr? rief er den Musikern zu. Sie waren von der Schönheit der Situation und seines mächtigen Gesanges dermaßen hingerissen, daß sie aus ihrer Ekstase aufgerüttelt werden mußten. Und ganz naiv antworteten sie dem Sänger: Wir weinen!

*

Mailand, am 2. Oktober 1817

Luigi Bassi [bekannt der Nachwelt als erster Darsteller von Mozarts Don Juan] ist ausgezeichnet. Dem fehlt es nicht an Seele! Ein göttlicher Buffo, hätte er nur Stimme. Welch Feuer, welche Energie! Er spielt seit vierzehn Tagen in der *Testa di bronzo*. Ein geistvoller Mann; schreibt ent-

zückende Komödien. Ein Mensch wie er würde sich in Frankreich vor der Lächerlichkeit fürchten, wenn er sich in seiner Rolle (er spielt den feigen, empfindlichen Kammerdiener eines ungarischen Granden) unvergleichlich wichtig macht. Ich gestand ihm heute abend diesen Einwand. Er antwortete: Ich spiele, weil es mir selber Spaß bereitet. Ich kopiere einen bestimmten Lakaien, dessen inneres Wesen ich bei der Erstaufführung intuitiv erfaßt habe. Einen feigen Lakaien darzustellen, ist mir ein Genuß. Dabei schaue ich nie in das Parkett; ich würde meine Stimmung verlieren, ja mein Gedächtnis würde mich im Stiche lassen. Übrigens muß ich Schauspieler sein, da meine Stimmittel gering sind.

*

Gestern im Konzert der Madame Catalani sah ich den schönsten Kopf, den ich je in meinem Leben gesehen habe, den der Lady Fanny Harley. Einige Minuten war ich starr vor Bewunderung. *Raffael, ubi es?* Keiner unsrer kläglichen orden- und titelbehangenen Maler von 1817 vermöchte diesen Kopf darzustellen. Sie würden allesamt die Antike nachahmen oder stilisieren, wie man in Paris sagt, das heißt: einem Angesicht, das gerade durch das Fehlen des Kraftvollen so rührend wirkt, Ruhe und Kraft verleihen. Gewisse moderne Gesichter sind der Antike durch den Ausdruck leichter Erregbarkeit und unsagbar zarter naiver Anmut überlegen. Wenn wir wenigstens im Zeitalter des Ghirlandajo und des Giorgione (1490) lebten! Dann wären unsre Künstler imstande, die Natur getreu zu spiegeln, und was gäbe ich für einen Spiegel, der mich das Antlitz der Lady Harley, so wie ich es gestern sah, immerfort sehen ließ!

*

Wirklich bewundert habe ich in Mailand den Blick über die Baumwipfel der Villa Belgiojoso auf den Dom, die Fresken Appianis in dieser Villa und die Apotheose Napoleons im Palazzo reggio. Dergleichen bringt Frankreich nicht hervor. Um das schön zu finden, bedarf es keiner Gehirntätigkeit. Es erfreut das Auge. Ohne solche geradezu instinktive, unüberlegte Freude des ersten Augenblicks haben Musik und Malerei eigentlich keinen Sinn. Gleichwohl habe ich in Königsberg Leute gefunden, die durch Denken zum Kunstgenuß kommen. Nordische Naturen urteilen nach vorgefaßter Meinung, südliche nach der momentanen Sinnenfreude.

*

Um 1786 lebte in Brescia ein Graf Faustino Lecchi, ein Sonderling, dessen Energie an die Männer des Mittelalters gemahnt. Alles, was ich von ihm gehört habe, erinnert mich an die Art von Castruccio Castracani [1280–1328, Gewaltherrscher von Lucca]. Da er bloß Privatmann war, so beschränkte er sich darauf, sein Vermögen auf die seltsamste Weise zu verschwenden, für eine geliebte Frau große Torheiten zu begehen und schließlich eine Reihe von Rivalen aus der Welt zu schaffen.

Als einmal irgendein Kavalier seine Dame anblickte, die er am Arm führte, schrie er ihm zu: Augen weg! Und da der andre fortfuhr seine Begleiterin anzustarren, schoß er ihn auf der Stelle nieder. Für einen reichen Patrizier waren derlei Kapriolen belanglose kleine Vergehen; doch als Lecchi den Großneffen eines venezianischen Granden niedergestochen hatte, ward er verhaftet und in den berüchtigten Kerker neben dem Ponte dei Sospiri geworfen.

Lecchi war ein bildschöner Mann und sehr beredt. Er versuchte die Frau des Gefängnisverwalters zu betören, aber dieser kam dahinter und rächte sich durch seine Macht, d. h. er legte ihn in Ketten. Dies gab dem Gefangenen Gelegenheit, mehrfach mit dem Kerkermeister zu sprechen. In Ketten und ohne Geld gelang es ihm gleichwohl, ihn sich zu gewinnen. Der Mann fand Vergnügen daran, täglich ein paar Stunden mit dem merkwürdigen Gefangenen zu plaudern. Was mich am meisten quält, sagte Lecchi eines Tages zu ihm, das ist, daß es mir geht wie Euch. Ich habe Ehrgefühl. Während ich hier in meinen Ketten faule, brüstet sich mein Feind in Brescia. Ach, könnte ich ihn töten und dann sterben!

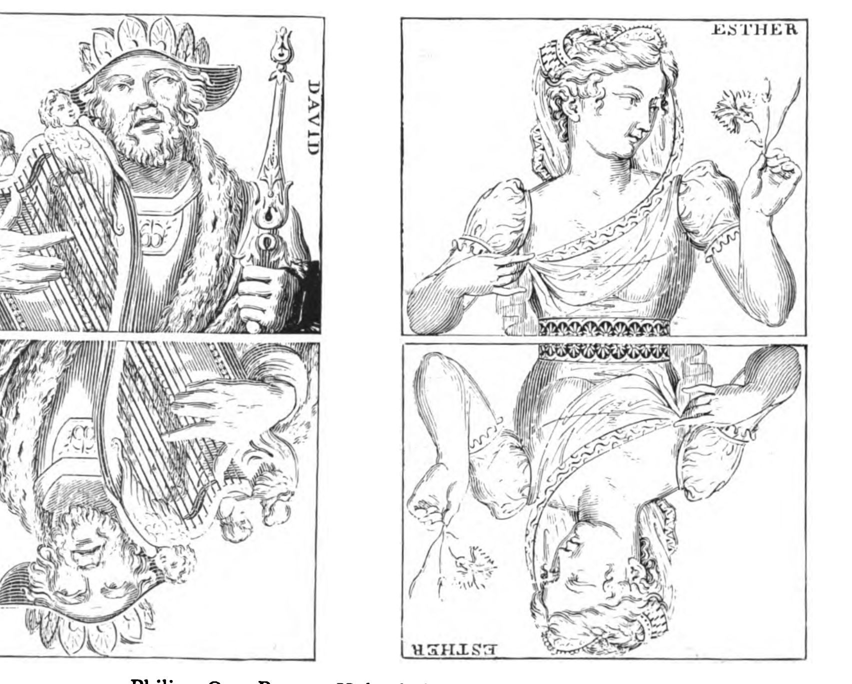
Gerührt sagt der Kerkermeister: Ich gebe Ihnen auf hundert Stunden die Freiheit.

Der Graf fällt ihm um den Hals.

An einem Freitagabend verläßt er den Kerker und fährt in einer Gondel nach Mestre, wo ihn eine Sediola erwartet. Vorbestellte Relais bringen ihn weiter. Am Sonntagnachmittag um drei langt er in Brescia an und postiert sich vor dem Domportal. Sein Feind kommt aus dem Vespergottesdienst. Inmitten der Menge streckt ihn ein Karabinerschuß nieder. Niemandem fällt es ein, den Grafen festzunehmen. Er schwingt sich in seine Sediola und trifft am Dienstagabend im Kerker prompt wieder ein.

Alsbald erhält die *Signoria* Meldung von der neuen Mordtat. Graf Lecchi wird zitiert. Er ist so schwach, daß er sich kaum vor seine Richter zu schleppen vermag. So scheint es wenigstens.

Man verliest ihm den Tatbericht.



Philipp Otto Runge: Holzschnitte zu Spielkarten

Wieviel Zeugen haben diese erneute Verleumdung unterschrieben? fragt Graf Lecchi mit einer Stimme wie aus dem Grabe.
Mehr als zweihundert! lautet die Antwort.
Die Herren wissen, daß ich am Tage des Mords, am letzten Sonntag, hier im gottverfluchten Kerker gesessen habe. Seht, solche Feinde habe ich!
Einige ältere Richter waren erschüttert; die jüngeren wollten ihm als Sonderling sowieso längst wohl. Kurz, der neue Mord brachte ihm die Freiheit ein.
Ein Jahr später empfing der Kerkermeister durch die Hand eines Priesters 180000 Lire venete (75000 Goldmark). Der Graf hatte sein letztes schuldenfreies Gut verkauft.
Spaßig ist eine andre Geschichte. Vierzehn Tage lang hauste er aus Eifersucht in einem Kamin, um seine Geliebte zu belauschen. Zu seiner maßlosen Freude stellte er ihre Treue fest. Am fünfzehnten Tage hat sie eine Unterredung mit einem schwerreichen jungen Herrn, der ihr seine Liebe erklärt, schließlich aber mit der Hand ihrer Tochter vorliebnimmt. Im Moment, wo Lecchi von der Unschuld der Angebeteten überzeugt ist, läßt er sich plötzlich aus dem Kamin fallen und sagt lachend zu dem verblüfften jungen Manne: Du kommst heil davon, weil du es mit einem Ehrenmann zu tun hast, der gründlich vorzugehen pflegt. Jeder andre hätte dich ohne weiteres erledigt und sich nicht die Mühe gemacht, den Tatbestand aufzuklären.
Lecchi war immer heiter, niemals düster, und seine Scherze entbehren nie der Anmut. Eines Tages, in der Karwoche, läßt er den Beichtvater seiner Geliebten zu einem seiner Buli (Bravi) rufen, der den Sterbenden spielen muß. Er

selber sitzt mit am Bett und reicht dem Geistlichen ein Glas Wein mit Opium. Wie der Priester eingenickt ist, zieht er ihm das Ornat vom Leibe, schreitet gravitätisch in den Beichtstuhl und examiniert seine Cœurdame.

Lecchi ist hochbetagt gestorben, von seinen Nachbarn gefürchtet, unter Hinterlassung von zwei Töchtern und vier Söhnen, alle von hervorragender Schönheit.

Aus „Stendhal, Gesammelte Werke, Band I, Gedanken, Meinungen, Anekdoten" Deutsch von Arthur Schurig.

*

REISE IM NÖRDLICHEN AFRIKA

VON HUGO VON HOFMANNSTHAL

Das Gespräch in Saleh

DER Anfang war schwierig, sagte der Hauptmann de B. Ich war mit fünfundzwanzig eingebornen Reitern ganz allein dort unten im Atlas; das Gebiet, das ich „in Ruhe zu halten" hatte, umfaßte zehn Tagesreisen mit einer Bevölkerung von vielleicht zweimalhunderttausend Berbern, nomadische und niemals zur Ruhe und zur Unterwürfigkeit geneigte Stämme; man war zu Anfang des großen Krieges und unsere Situation hier im ganzen höchlich auf der Schneide des Messers. Aber es war dies der große Moment des Marschalls Lyautey – einer der großen Momente seines Soldatenlebens – Sie haben davon gehört –, und wir sind imstande gewesen, unsere Aufgaben zu lösen, sowohl im großen ganzen als im einzelnen. Ich die meinige aber nur durch die Hilfe eines Deutschen.

Ich sah ihn an.

Dieser Deutsche befand sich nicht bei mir; ich habe ihn nie gesehen. Aber als ich mich auf meinen Posten begab, wußte ich, daß ich nichts ausrichten würde, wenn ich zu urtümlichen und kriegerischen Menschen durch den Mund eines Dolmetschers spräche – in einer Lage, in der alles auf die persönliche Geltung ankam. Es handelte sich um die Sprache, welche diese Stämme dort im Süden und auch weiter südlich des großen Atlas sprechen, um das „Schlö“, eine Sprache, deren Kenner in Europa damals wohl an den Fingern einer Hand hergezählt werden konnten. Aber ich hatte in der Tasche eine vollständige Grammatik der Schlö-Sprache, keine fünf Jahre alt, das Werk eines Deutschen.
Einer unserer fleißigen Reisenden, der vor eurer Ankunft das Atlasgebiet durchstreift und diese philologischen Kenntnisse gesammelt hatte, sagte ich.
Keines Reisenden. Dieser Herr hat sein Leipzig nicht verlassen und seinen Fuß nicht auf die afrikanische Erde gesetzt. Aber der Zufall hat einmal fünf Schlö-Tänzer nach Leipzig verschlagen; sie sind, scheint es, dort in einem Zirkus aufgetreten.
Und mein Deutscher? Das heißt, Ihr Deutscher?
Hat sich über sie hergemacht und sie nicht verlassen, bis er diesen Menschen in Gott weiß was für Gesprächen, mit Gott weiß welchem Aufwand an Ausdauer, Geschicklichkeit und philologischem Genie die Elemente ihrer Sprache herausgelockt und diese in ein grammatisches System gebracht hatte, das ich heute, wo das Schlö mir in zehnjähriger Übung geläufig geworden ist, nur noch mehr bewundere. Wenn Sie jemals nach Leipzig kommen und Herrn Stumme begegnen –

So werde ich diesem deutschen Gelehrten sagen, daß er einem französischen Offizier einen sehr praktischen Gefallen erwiesen hat. Sic vos non vobis –
Das zarte, aber sehr feste Gesicht des Hauptmannes de B. faßte sich aus der Gelöstheit des leichten Gespräches zu einem Ausdruck zusammen, der sehr militärisch war. So mußte dieser Mann aussehen, wenn sich ihm Schwierigkeiten entgegenstellten. Aber die Schwierigkeit dieses Augenblicks war ganz innerlicher Art; dies verriet sich augenblicklich in einem leichten Erzittern der Augensterne. Er war in der sympathischen Art verlegen geworden, in der sich bei männlichen und entschlossenen Menschen die jähe Verlegenheit ausspricht; er sah in diesem Augenblick um zwanzig Jahre jünger aus, als er war. Der Gedanke hatte ihn gestreift, mich oder uns, nämlich mich und den abwesenden Unbekannten zusammen, möglicherweise verletzt zu haben. Mein Zitat aus Vergil war für sein sehr empfindsames Zartgefühl schon zu scharf gewesen.
Aber, sagte ich schnell, um dies wieder gutzumachen, Sie haben beide wunderbar kollaboriert, und es liegt darin, wie der Deutsche aus einem fast Nichts von Gegebenheit ein System von Erkenntnissen hervorspinnt und wie Sie sich wieder dieses Resultats in der entgegengesetzten Sphäre, in der des praktischen Lebens, bedienen – es liegt viel von dem Wesen beider Nationen darin ausgedrückt. Aber, sagen Sie mir dies, wenn ich Ihnen eine direkte Frage stellen darf: Sie haben diese fünf Jahre bei dem Kaid eines berberischen Stammes zugebracht als sein Hausgenosse. Es war ein Mann um weniges älter als Sie, dieser junge Fürst, ein Soldat wie Sie. Er war Ihr Verbündeter und Gastfreund.

Sind Sie Freunde geworden, Freunde durch die Sympathie des Gespräches und durch die Sympathie des Schweigens, in einer ähnlichen Weise, wie es mit einem Europäer fast unvermeidlich gewesen wäre?
In einer besseren Weise, als mit sehr vielen Europäern, antwortete er; und was er sagte, um diese Antwort zu begründen, war mir schön und merkwürdig, aber ich zeichne es hier nicht auf. – Wir saßen, als wir dies sprachen, auf dem flachen Dach der Medersa von Saleh, der alten kleinen Stadt der atlantischen Küste, deren Einwohner alle „Andalusier" sind – einst Vertriebene aus den maurischen Königreichen in Spanien – und daher von einem besonderen Stolz, einer besonderen Wohlerzogenheit, einer besonders hohen Bildung. (In den Jahrhunderten aber, die dann folgten, liefen von hier aus die gefürchteten maurischen Piratenschiffe, vor denen die Küste von Cadix bis Genua oder Livorno zitterte.) Zu unseren Füßen lagen die engen Straßen der Stadt, draußen das Meer, einwärts das Land; rechter Hand der starke Fluß, der sich hier ins Meer ergießt, und überm Fluß die größere Stadt Rabat, weiß und von einer hohen, gelbbraunen Mauer umgeben. Ich sah aufs Meer hinunter, auf Rabat hinüber. Störche flogen überall. Die Farben in dieser Stunde vor dem Sonnenuntergang waren von einer unglaublichen Kraft: das Meer von der reinsten Bläue, die Häuser der Stadt überm Fluß von leuchtendem Weiß. Über dem Meer hatte sich aus dem goldenen Dunst des Abends eine einzige schmale Wolke gebildet. Sie glich einem Fisch aus einer durchscheinenden Koralle geschnitten; an seinem Kopf ging das Korallenfarb in ein durchscheinend glühendes Gold über.

Der Hauptmann hatte sich in meinem Rücken zu den vier oder fünf anderen jungen Herren gesetzt, die uns begleitet hatten. Sie saßen auf einem schmalen Mauerrand, hoch über der alten Piratenstadt, die immer mehr ins vornächtliche Dunkel versank, und sprachen miteinander. Ich hörte ihnen zu und verlor mich zugleich an der Schönheit der Farben, mit denen alle Gegenstände im Bezirk des Meeres und der Erde über alle Begriffe geschmückt waren. Von einem einzelnen Baum, der zwischen der Stadt und dem Fluß stand und im reinsten Smaragdgrün leuchtete, schwang sich ein großer Vogel. Er schien wie aus Edelsteinen zusammengesetzt. Er flog über den Fluß, näherte sich den Mauern von Rabat, die wie vom Widerschein eines Brandes erglühten – wich wieder zurück, überflog eine Mauerbresche und ließ sich im Gewipfel von schönen Bäumen nieder, dort drüben: das war Schella: der Wallfahrtsort, der murmelnde Quell, der kleine Friedhof mit den alten, verfallenen Sultansgräbern. Meine Phantasie war mit dem Vogel ganz dort drüben; zu sehr im Flug nur hatte ich die zauberische Stätte betreten, zu der ihn, sooft er wollte, die Flügel im schwimmenden Abendlicht zurücktrugen. Aber wir sind gemäß dem Reichtum unserer Sinne einer mehrfachen Aufmerksamkeit fähig. Ich verlor kein Wort von dem Gespräch, das ein paar Schritte von mir geführt wurde. Sie sprachen lebhaft; die jungen Stimmen kreuzten sich, aber das Gespräch blieb durchsichtig. Jeder von ihnen warf sich hinein, hielt wieder an sich, im Vergnügen des Zuhörens, warf sich wieder hinein; keiner rang nach Geltung, aber jeder kam zur Geltung.

Ich wandte mich zu ihnen um. Eure Sprache, sagte ich,

eure französische Sprache, welch ein Quell der Geselligkeit, welch ein Zusammensein! Indem ihr sprecht, befindet ihr euch in einem Saal, der die geistige Blüte der ganzen Nation umschließt. Ebenso in eurer Gesellschaft wie die Ausgewähltesten der Mitlebenden sind auch die Toten – sie sind es nicht nur, indem ihr sie beim Namen nennt, sondern in tausend Wendungen und Schwebungen eurer Rede ist ihre fortwirkende Gegenwart fühlbar. Euer Gespräch ist schlechthin die geistige Allgegenwart der Nation. Aber auch davor, daß die Sprache dadurch überfeinert und künstlich würde, hat euer Schicksal euch bewahrt. Nicht mehr zwar erneuert sich euch aus dem tiefsten Quell, wie vielleicht den Deutschen, die volle Flut der Bilder, Gefühle und Anschauungen; eure Sprache ist fertig, sie ist da, voll Bewußtsein, taghell; wie sie auserlesen ist als Gedächtnis der Jahrhunderte, ist sie voll Gegenwart als unmittelbares Echo des Tages; und ohne große Schwünge und wilde Flüge belebt sie sich immer wieder in sich selber. Ihr redet e i n e Sprache aus dem Mund der liebenden Frau, des Gelehrten, des Politikers, des Soldaten. Aus den Redensarten und Wörtern, die der lebendige Alltag hervorbringt, schlagt ihr doppeltes und dreifaches Kapital. Ihr braucht sie in der höheren, endlich in der höchsten Sphäre – so wird euch diese nie dünn und gespenstisch. Alle Pulse eurer Sprache klopfen immer frisch, und wo man ihr begegnet, das ganze Volksgemüt ist immer lebendig. – Ich sprach lebhaft und aufrichtig, aber ich fühlte, indem ich sprach, daß ich nicht ganz aufmerksam bei mir selbst war. Ich sah nach Schella hinüber. Ich war mit meiner Phantasie, während ich weitersprach, dort drüben in der Falte des Hügels, bei dem mur-

melnden Quell, über den sich Feigenbäume und wilde Birnbäume beugten. Ich sah noch die verfallenen Sultansgräber, um die mit sonderbaren Sprüngen und murmelnd ein Schatzgräber kreiste, ein alter, wirrhaariger Mann, der fern aus dem Sus gekommen war, angezogen von dem Geheimnis der Schätze Goldes, die hier mit den großen vergessenen Sultanen begraben waren. Ich sah die zwei schönen Greise, die von ihren Maultieren gestiegen waren, sinnend unter einem gewaltigen Maulbeerbaum sitzen und den Frieden des Ortes genießen; und ich sah den kleinen Trupp von Pilgerinnen aus dem Süden, wie sie, unter sich lachend, ihre Schleier lüpfen, damit der Anhauch der Schattenkühle sie treffe, oder der Blick von uns Vorübergehenden. Ich hatte zu schnell von dort wieder weg müssen. Der Fleck Erde dort, und das Verschwundene – das Geheimnis der Zeiten (denn es war vordem eine mächtige maurische Hauptstadt dort gestanden, und jene fürstlichen Gräber waren ihre letzte Spur; und vordem waren die Goten dort gesessen, und vordem die Vandalen, und vor diesen die christlichen und die heidnischen Römer, und vor ihnen die Numider; und vor diesen hatten die Karthager und die Phönizier auf diesem Hügel gehaust, und der murmelnde Quell war ein Heiligtum der Tanit, und auch davon: daß hier einer Liebesgöttin gedient wurde, davon umweht ein Etwas diese Hügel, davon haftet ein Etwas dunkel im Bewußtsein auch dieser Pilgerinnen aus dem Süden, und die Schleier lüpfen sich leichter als anderswo unterm Anhauch dieses feuchten Quellgrundes); dies Verschwundene alles, auch im Wort nur geisterhaft Gegenwärtige, und das, was noch dort war; die Einmaligkeit des Ortes und der Stunde, die Kürze des

Lebens, die Welt, die Fremdheit – dies alles bewegte sich in mir und hob mich fast aus mir selber. Aber so weiträumig ist unser Gemüt in manchen Augenblicken: auch noch einem anderen Gedanken folgte ich, und er bewegte sich wolkenhaft mit großen, weiten Aspekten zugleich in mir und vermischte sich noch mit jenen Mischgefühlen aus halb sehnsüchtiger Ergötzung und staunender Bangigkeit, die auf dem Grunde der Seele des Reisenden liegen und manchmal überstark aufsteigen. Es war, indes meine Lippen noch das Lob jener anderen Sprache formten und mein Auge sich an dieser abendlichen Landschaft verlor, der Gedanke an die eigene Sprache, und wie unser ganzes Schicksal in ihr ist. Wie die hohe Sprache bei uns aufsteigt ins unheimlich Geistige, kaum mehr von den Sinnen Beglänzte, und wie der Sprachsinn dann müde hinabsinkt ins Gemeine oder sich in den Dialekt zurückschmiegen muß, um nur wieder die Erde zu fühlen – und dazwischen ein Abgrund. Wie jeder sich die Sprache neu schaffen muß und nicht weiß, ob er noch tut, was er darf, oder schon ins Müßige, Künstliche gerät, und jeder in diesem Tun jeden bezweifelt und befeindet und oft auch sich selber, und wie die Sprache doch durch die Herrlichkeit ihrer Aufschwünge und Offenbarungen wieder alles Erlittene aufwiegt.

Indem ich meinen zwiefachen Gedanken nachhing, von denen die einen eine Träumerei der Sinne waren und die anderen ein plötzliches Wiedererleben von etwas oft Gedachtem und Gewußtem, und sich doch beide berührten in dem besonderen Lebensgefühl dieses Augenblicks zu einer Einheit von wunderbarer Natur: Einsamkeit, Angst des Individuums – und die völlige Überwindung beider durch

den Geist, schlug es an mein Ohr, daß jetzt eine besonders junge Stimme lebhaft sprach und daß das Thema der Unterhaltung gewechselt hatte. Ich sah hin. Dieser junge Herr trug Zivil. Er mochte zum Zivilkabinett des Marschalls gehören oder zu dem kleinen Stab junger Historiker und Orientalisten, welche ich beim Tee in der neubegründeten Bibliothek in Rabat kennen gelernt hatte. Er sprach von Deutschland, von der Schönheit einer Stadt, einer Gegend, dem Zauber eines kleinen Friedhofs: von dem Friedhof in Bonn, wo Schumann begraben liegt.

Sie lieben Schumann? fragte ich.

Ich weiß, sagte er, man sagt in Deutschland, es ist nicht möglich, Schumann zu lieben, seit Wagner existiert hat, oder es ist nicht denkbar, daß man Schumann liebe, da es doch Bach gebe – aber ich weiß nicht...

Er wurde verlegen, da er sich vor dem Fremden zu tief in das weglose Dickicht der deutschen Komplikation verstrickt fühlte. Und da Verlegenheit immer verjüngt, so wurde er vollends zu dem hübschen Knaben, der er vor zehn Jahren gewesen war. Er sprang schnell ab und sagte: Es war eine Christnacht, in einem der Kriegsjahre, ich glaube 1917. Ich war damals ganz jung. Ich war im Graben irgendwo; der deutsche Graben war sehr nahe. Gegen Mitternacht hörte auf beiden Seiten das Schießen auf, und es wurde ganz ruhig. Die Sterne standen groß und still über den beiden Völkern. Aus der Ferne, dort wo unsere Linie umbog, hörte man die Marseillaise spielen, ganz leise und geisterhaft. Dann fing im deutschen Graben eine Stimme an zu singen. Es war eine wunderbare Tenorstimme, und sie sang Bach. Oh, welche Sprache Sie haben! Denn das ist Ihre wahre Sprache.

Da stand P. V. auf, mit dem ich schon auf dem Schiff viel gesprochen hatte. Es schien ihm nicht recht zu sein, daß sein junger Freund (er selbst war in der Tat um wenige Jahre älter) das frühere Gespräch mit dieser Wendung gleichsam abgeschlossen hatte.
Nein, sagte er. Eure Musik ist eine große Herrlichkeit, aber nicht sie ist eure Sprache. Sie ist neben eurer Sprache noch gegeben, als ein Mehr vielleicht, als ein anderes. – Aber die deutsche Sprache ist ein großes Geheimnis. Sie ist euer Schicksal, das des ganzen Volkes und das jedes Einzelnen. (Mir war, als antwortete er auf das, was ich früher gedacht, aber nicht ausgesprochen hatte.) Goethe hat unter ihr gelitten, und jeder, der nicht Goethe ist und sich in ihr wahrhaft ausdrücken will, läuft Gefahr, von ihr verschlungen zu werden. Sie ist unbequem, aber großartig. Ungesellig, ich weiß, daß ihr selbst sie manchmal so genannt habt, „weltlos", ja, das mag sie sein, aber immer mit einer Welt trächtig. In einem ungeheuren ruhelosen Auf und Ab wandelt sie beständig Geist zu Leib, Leib zu Geist. So gebietet sie euch die Form eures Lebens: euer geistiges Leben ist immer erneute schmerzvolle Neugeburt. Eure Toten sind nicht beständig bei euch, sie sind nicht in einem Saal mit euch, wie die unseren. Aber sie werden euch in wilden Stürmen neugeboren. Heinrich von Kleist, Büchner, Hölderlin; ich sehe diese vor hundert Jahren Verstorbenen stärker in euer Leben eingreifen, als wen immer von den Lebenden. Und seid ihr nicht im Begriff, euer ganzes siebzehntes Jahrhundert umzuwerten? Denn ihr ruhet nicht auf dem Sein, sondern ihr habt euer Schicksal im Werden. Aber welch ein Wunder, eure Sprache! Welche Weite! Welche Be-

fruchtung aus der Dunkelheit! Sie isoliert mehr, als sie verbindet; aber das Große isoliert immer, das Poetische isoliert, und das Genie ist immer einsam. Welche Möglichkeit aber für das Genie, in dieser Sprache fast über die Grenzen der Menschheit hinauszukommen!

Sein ernstes, oft einem leidenden Ausdruck nahes Gesicht belebte sich sehr, indem er sprach. Er war glücklich, so beredt und frei ein geistiges Phänomen zu bewundern und Sympathie zu äußern. Einzelnes, die Eigennamen natürlich, aber auch andere Wörter, sagte er auf deutsch, in einer sehr reinen, hauchenden, schwebenden Betonung; so dies Wort „weltlos“, das „Weltlose“. Eigentümlich kamen mir diese deutschen Wörter in seiner Rede entgegen: so zart, wie gespiegelt, etwas geisterhaft.

Alles aber auch um uns sah in diesem wunderbaren Licht aus wie gespiegelt. Die Häuser uns zu Füßen, die hohen gelbroten Mauern drüben in Rabat, Tiere und Menschen am Ufer des Flusses, alles war völlig entkörpert. Die schmale Wolke in der Gestalt eines Fisches glühte purpurviolett. Ein Starenzug flog von ihr aus gegen Osten hin, und dort ging das Türkisblau in ein zartes Grün über. Das Ferne schien sehr nahe – das Nahe ungreifbar vergeistigt. Alles bebte in sich, aber eine Harmonie hielt alles in zauberhaftem Gleichgewicht, und die Offenbarung des Schönen schien eine ungeheure Bedeutung anzunehmen, die uns, im nächsten Augenblick, fühlten wir, sich zu unverlierbarem Besitz enthüllen würde.

*

MYSTISCHE DICHTUNG

HILDEGARD VON BINGEN
(1098—1179)

Sequenz zu Ehren des Heiligen Geistes

O Feuer des Tröstergeistes, du Leben des Lebens aller Kreatur, heilig bist du, weil du die Wesen lebendig machst. Heilig bist du, weil du die gefährlich Zerbrochenen salbst. Heilig bist du, weil du die eiternden Wunden reinigst.

O Atem der Heiligkeit! O Feuer der Liebe! O süßer Genuß der Seelen und Eingießung der Herzen im guten Geruche der Tugenden.

O reinste Quelle, in der man sehen kann, daß Gott die Abtrünnigen sammelt und die Verlorenen aufsucht.

O Panzer des Lebens, du Hoffnung der Verbindung aller Glieder, o Gürtel der Ehre, bewahre die Glücklichen.

Schirme, die eingekerkert sind vom Feind, und löse die Gebundenen, welche die göttliche Macht bewahren will.

O gewaltigster Gang, der alles durchdrungen hat in den Höhen und auf Erden und in allen Abgründen, du sammelst und vereinigst alle.

Durch dich strömen die Wolken, fliegt der Äther, haben die Steine Feuchtigkeit, senden die Gewässer die Bächlein aus und treibt die Erde ihr Grün.

Du auch erhebst immer die Unterwiesenen, die durch die Einhauchung der Weisheit froh gemacht sind.

Darum sollst du gepriesen sein, der du der Klang des Lobes und die Wonne des Lebens bist, die mächtigste Hoffnung und Ehre, welche spendet die Gaben des Lichtes.



UNBEKANNTER DICHTER

Carmen sponsae (*Lied der Braut*)

(15. Jahrhundert)

Hätt ich die Flügel von Seraphim,
ich wollte so hoch fliegen,
herauf in die Ewigkeit
zu meinem süßen Liebe.

So wollt ich sagen: „Gott, Vater mein,
nu gib mir eine Kronen,
da ich so lange darumb gedient.
Wanne willt du mirs lohnen?“

„Was wolltst du mit der Kronen mein?
Was wolltst du mit der Kronen?
Du magst wohl ein klar Spiegel sein,
darin ich kläre mein' Augen.“

„Daß ich dir aber ein Spiegel bin,
das mag mir Freude bereiten.
Doch gib mir noch ein Doppelkrone
und setz mich an deine Seiten.“

„Nu sei froh, mein liebe Braut,
ich soll dir geben die Kronen,
ich han so viele Jungfraun schön
hier oben an meinem Throne.

Sie sind gezieret und wohlgetan,
sie kommen aus fernen Landen,
sie han überguldete Kleider an
und Palmen in ihren Handen.“

Als sie vor die Pforte kamen,
da fragten sie unsern Herren,
ob er sie lohne hundertfalt,
sie haben darumb gestritten.

„Geht fort, ihr hehren Seraphim,
geht fort, ihr Engel alle,
schmückt mir diese liebe Braut,
daß sie mir wohl gefalle!“

Sie führten sie in der Jungfraun Chor,
sie sollten sie da zieren;
da kam die heilge Dreifaltigkeit
und sollte sie konfirmieren.

Maria bracht ein Hemdechen,
das war von Seiden kleine:
„Nu tu dies an, o liebe Braut,
von Sunden bist du reine!“

Unser Herre bracht einen Mantel dar,
ein' Mantel von gutem Golde:
„Nu tut ihn umb meiner lieben Braut,
denn dies ist meine Getreue.“

Der Heil'ge Geist bracht ihr eine Kronen,
so wunderbar geschlagen,
daß all die hehren Seraphim
allsolche nimmer sahen.

Johannes bracht ihr ein Hütechen,
ein Hütechen von Minne.

Sie ging vor ihren Bräutigam stehn
als eine Königinne.

Allda so ward ein Feur entfachet,
allda so saß sie inne.
„Ach," sprach sie, „o süße Lieb,
ich brenne in deiner Minne."

*

NOVALIS

(1772—1801)

Hymnen

Wohin ziehst du mich,
Fülle meines Herzens,
Gott des Rausches,
Welche Wälder, welche Klüfte
Durchstreif ich mit fremdem Mut.
O, welche Höhlen
Hören in den Sternenkranz
Cäsars ewigen Glanz mich flechten
Und den Göttern ihn zugesellen.
Unerhörte, gewaltige,
Keinen sterblichen Lippen entfallene
Dinge will ich sagen.
Wie die glühende Nachtwandlerin,
Die bacchische Jungfrau
Am Hebrus staunt
Und im thrakischen Schnee
Und in Rhodope, im Lande der Wilden,
So dünkt mir seltsam und fremd



Kaiser Heinrich VI. und sein Kanzler Conrad
Nach einer zeitgenössischen Zeichnung

Der Flüsse Gewässer,
Der einsame Wald ...

*

Wo bleibst du, Trost der ganzen Welt?
Herberg ist dir schon längst bestellt.
Verlangend sieht ein jedes dich
Und öffnet deinem Segen sich.

Geuß, Vater, Ihn gewaltig aus,
Gib Ihn aus deinem Arm heraus:
Nur Unschuld, Lieb und süße Scham
Hielt Ihn, daß Er nicht längst schon kam.

Treib Ihn von dir in unsern Arm,
Daß Er von deinem Hauch noch warm;
In schweren Wolken sammle Ihn,
Und laß Ihn so hernieder ziehn.

In kühlen Strömen send Ihn her,
In Feuerflammen lodre Er,
In Luft und Öl, in Klang und Tau
Durchdring Er unsrer Erde Bau.

So wird der heilge Kampf gekämpft,
So wird der Hölle Grimm gedämpft,
Und ewig blühend geht allhier
Das alte Paradies herfür ...

Aus dem Dom-Bande „Mystische Dichtung aus sieben Jahrhunderten“.

*

EIN MODERNER BRUMMEL
VON RUDOLF KASSNER

Sein Gesicht? War zunächst noch lange nicht das Gesicht. Sein Gesicht waren die Schuhe von Coyle und Early, war der Anzug von Poole, war seine Art, die Krawatte zu binden, war seine Wäsche, war sein zugleich muskulöser und graziler Hals, der aus prachtvoll ausladenden Schultern aufstrebte – nicht den Schultern des Antinoos, als in welchen die zwiefache Schönheit des Männlichen und Weiblichen vereint erscheint, sondern ganz männlichen, strengen, kühnen –, war der völlige Mangel an Beleibtheit, welcher sich freilich mehr als das Ergebnis einer gewissen Bemühung und die glückliche Fügung der Natur denn jenes einer langen Zucht dem Kenner verriet, war der schmale Schädel, als welcher die überaus kostbare Eigenschaft hatte, daß jeder Hut darauf richtig saß. Wie mehr als bloß peinlich, wie beinahe schreckhaft zu denken oder einmal zu träumen, er sei durch die Natur gezwungen, einen seiner wundervollen Hüte auf dem kugelrunden Schädel eines sächsischen Zollbeamten zu tragen! Es kann füglich behauptet werden, daß in keiner der großen Weltstädte, die in Betracht kämen, ein Gesicht zu finden war, das also im Einklang gewesen wäre sowohl mit der Kleidung wie auch mit dem Automobil dessen, für oder gegen den dieses Gesicht sprach. Das Gesicht: die Backen, das Kinn, die Schläfen (Zwischenbemerkung eines Boshaften und Voreiligen: vielleicht gibt es in diesem Gesicht nur Backen, Kinn und Schläfen?) waren nicht so sehr geschaffen (von Gottes Hand) wie geschnitten, es ist gut, hin-

zuzufügen: aus einem völlig Gegebenen und Verfügbaren, nicht anders geschnitten als schließlich die berühmten, viel beneideten, immer nachgeahmten und nie erreichten Revers seiner Sakkos und Überröcke. Was aber dann, wenn er vielleicht dennoch trotz allen glücklichen Fügungen und Begünstigungen der Natur unter der Hutkrempe eine wenn auch nur leise gewölbte Musikerstirn oder zwei tüchtige Buckel über den Augen oder rückwärts einen übermäßig geschweiften Hinterkopf besäße? Warum auch sollte ihm nicht ein Vorfahre diese Zeichen einer gewissen – nach der Ansicht der Phrenologen – inneren Begabung und Berufung vermacht haben? Ach nein, so ist ihm nicht beizukommen. Damit auch das zur Sprache komme: er hatte gar keine Vorfahren oder verschwieg sie, soweit er welche hatte, da solche nur seine kostbare, ja einzige Gegenwart in einer entschiedenen Weise zu stören imstande gewesen wären. Seine Stirn war also ... Ja, was war sie? Haaransatz, notwendiger Bestandteil der Frisur? Nein, sie war und sie war nicht. Denn das Geheimnis und der Zauber seines Gesichtes bestand darin, daß niemand von denen, die es zu besehen öfter Gelegenheit hatten, genau und eindeutig zu sagen wußte, wie dessen Einzelheiten in Wirklichkeit beschaffen wären. O einzige Harmonie und Gegenwart! O einzige Sicherheit des Lebens, also das Ja und das Nein der Dinge zusammenzubinden, daß daraus die völligste Bezauberung floß für jeden, dem die Fähigkeit eignete, sich solchem Zauber hinzugeben! Was war also hier nicht Gesicht? Sein Gang gehörte dazu, jede seiner Handbewegungen, die nicht leichte Kunst, etwas in die Hand zu nehmen und wegzulegen, so schwer wie jene, zu sehen

und nicht zu sehen, alles und nichts zu geben – es geht immer um die Bindung des Ja mit dem Nein –, dazu gehörte nicht minder sein gutes, starkes Gebiß, sein gesundes, frisches Zahnfleisch, die unbrüchigen Nägel seiner Finger, seine matten, trockenen Farben, als welche auf ein ruhiges Herz, eine ausgezeichnete Verdauung sowie Funktion der Niere schließen ließen. Würden nicht kranke Nieren oder eine schlechte Blutzirkulation das ganze System dieser Eleganz in Frage stellen und aufheben müssen? Ich sage endgültig und ein für allemal, sein Gesicht war nicht dieses oder jenes Detail, sondern die Eleganz überhaupt, und diese war von so supremer Einfachheit und dennoch durch Neuheit, irgendein Unerwartetes, einen Risque also aufrührend und erschütternd, daß Frauen und Jünglinge nie wußten, ob sie sich in ihn oder in sein Bild verliebten, in die Vorstellung von ihm, in seine Anmaßung, wobei auf der Stelle zu bemerken ist, daß zwischen ihm und dem Angemaßten völlige Identität bestand, so daß er immer auch das war, was er zu sein vorgab. Er war allen, die sich in ihm sehen wollten, ein Spiegel, doch so, daß die Menschen darin nicht sich selber, sondern ihn sahen, weshalb es nicht nur schwer, sondern auch unmöglich, ja sinnlos war, in ihn einzudringen oder ihn besitzen zu wollen. Es ist jetzt an der Zeit, das tiefste und wahre Geheimnis dieser seiner vollkommenen Eleganz und damit auch seines Gesichtes auszusprechen: die Ausrottung der Sehnsucht im Menschen. Es sollte diese, es sollte keine Albernheiten des Herzens, keine Schauspielerei, keine Kulissen mehr geben, es sollte überhaupt keine Schauspieler oder nur mehr ganz lächerliche geben. Nur so, durch die Ausrottung der Sehnsucht, ist die

gewiß merkwürdige Tatsache zu begreifen, daß diese Eleganz unmittelbar auf das Geschlecht wirkte und den Frauen und Jünglingen in seiner Nähe die Stimme verschlug, das Blut in die Wangen peitschte und die Hände zittern machte...

Wie war nun aber sein Gesicht wirklich? Ohne die unvergleichliche Umgebung und Landschaft der Eleganz? Ist nie ein Beobachter so weit vorgedrungen: bis zum wirklichen, bis zum nackten Gesicht? Oder gab es dieses wirkliche Gesicht nicht? Statt dessen aber zuweilen eine sehr deutliche Verlegenheit im Ganzen, im Gesicht des Gesichts, etwas Verwischtes, Unklares, Trübes, fast Geärgertes, fast Beleidigtes, als hätte ihn jemand einmal geschlagen, etwas fast Böses. Es ist keineswegs ein Grund dafür anzugeben; Gründen wären wir wohl noch, sage ich hier in seinem Namen, gewachsen, doch ist es so da und vorhanden, daß ich mir vorstellen kann, wie in Augenblicken, die gewiß von der Eleganz in Abzug zu bringen wären, der pure Ärger, die pure Bosheit aus dem Ganzen nur so herausquoll... Ich erinnere mich, gelesen zu haben, daß der alte, große, unsterbliche Brummel vor seinem Tode im Wahnsinn, der ihn überfallen hatte, seinen eigenen Kot fraß...

Zuweilen versuche ich mir vorzustellen, wie Don Quixote, wohl der denkbar größte Gegensatz zu Brummel, ausgesehen haben mochte: so lang, so ausgerenkt, übertrieben und verzogen wie der Schatten eines Dinges am frühen Morgen oder am späten Nachmittag, erhaben und lächerlich zugleich wie die Sehnsucht. Doch das Wichtige, das Bedeutende waren gewiß weder die Figur noch das Auge, aus welchem wohl der Wahn bis kurz vor dem Tode des

Helden sprach, sondern der Mund. Ich meine, daß um diesen Mund in Augenblicken eine solche unsagbare Süße und Unschuld, eine solche fast überirdische Güte und Reinheit gewesen sein müsse, daß einer, der dies einmal erblickt und erfaßt hat, auf der Stelle oder nach Jahren in der Erinnerung daran noch aufschluchzte und erschauerte vor Seligkeit darüber, was seinem Auge, gewohnt, das Erbärmliche an allen Orten zu sehen, hier zu erschauen verliehen ward.

Aus „Rudolf Kassner: Die Verwandlung. Physiognomische Studien"

*

BRIEF AN NIKOLAUS MEYER
VON CHARLOTTE VON SCHILLER

Weimar den 24ten Feb: 1806.

Erlauben Sie, mir Ihnen selbst, meine Empfindungen des Danks auszusprechen. Ihr Gedicht, so wohl wie das zierlich, und schön erdachte Geschenk, welches ich Schillers Freunden zu ehren heilig aufbewahren werde, haben mich sehr gerührt!

Es ist mir eine tröstende Empfindung dem Antheil und die Liebe für das heiligste Andenken meines Lebens, in so vielen Deutschen Herzen zu finden, und jede neue Stimme die zu mir dringt, ist mir um so werther, da ich immer gern einen Anklang an meine eignen Schmerzen vernehme. Je schneller die zeit fortschreitet, in der ich meinen verlust beweine, je tiefer ists in meinem Herzen dieses Gefühl, daß mich durch ein trauriges leben begleiten wird.

Mein Leben hat nur noch dem Werth in der Klage um Schiller! aber eine Brust die meinen Schmerz ahndet, versteht mich wenn ich sage, daß ich Augenblicke habe die mich über dem Schmerz erheben, u. die mir durch die Erinnrung der Vergangenheit noch eine reiche Existenz geben.
Ihre Zueignung hat mich innig gerührt!. dafür daß Sie grade diese Scenen und Stellen aus Schillers werken selbst wählten, danke ich Ihnen auch, denn es sind auch diese, die ich mir oft sagen muß, um mich zu erheben über das leben, oder um ihm zu klagen.
Jezt ist es noch das einzige was mir das Leben Gutes bieten kann, in der vergangenheit zu leben, und das Andenken an Schiller in Seinen Kindern lebendig zu erhalten. Ich hoffe sie sollen einst durch ihre Handlungen zeigen, daß sie sich des Nahmens ihres ewig Geliebten Vaters, werth machen wollen, auch werden sie sich immer bestreben, Dankbar zu sein, und mit Freude werden sie sich zu einer Nation rechnen, der das Andenken ihres Vaters so heilig ist.
Sie werden die Güte haben, und Ihren Freunden meine Rührung und Dankbarkeit auszusprechen. Mit Achtung und Ergebenheit.

Charlotte von Schiller.

*

ROSALINO

VON D. H. LAWRENCE

Rosalino paßt wirklich zum Hause, obgleich er erst zwei Monate hier bedienstet ist. Als wir hingingen, um uns das



Grundstück anzusehen, sahen wir ihn im Patio[1] herumlungern und uns unter seinen Brauen hervor verstohlen anblicken. Er ist keiner von den geradegewachsenen kleinen Indianerknirpsen, die einen mit schwarzem, unbegreiflichem, manchmal aber auch trotzigem Blick anstarren. Mag sein, Rosalino besitzt einen Tropfen anderes, nicht zapotekisches Indianerblut in sich. Mag aber auch sein, daß er nur etwas anders geartet ist. Die Andersartigkeit liegt in einer gewissen Empfindsamkeit und Einsamkeit, als wäre er ein Mutterkind. Wie er so den Kopf hängen läßt und seitwärts unter seinen schwarzen Wimpern hervorblickt, argwöhnisch, beargwöhnend, sozusagen als suche er sich seinen Weg. Nicht mit dem kühnen, männlichen Funkeln der meisten Indianer, die aussehen, als ob sie überhaupt nie, niemals eine Mutter gehabt hätten.

Die Aztekengötter und -göttinnen sind, soweit wir etwas über sie erfahren konnten, eine unliebenswürdige Gesellschaft, die man gar nicht liebhaben kann. In ihren Sagen liegt keine Anmut, nichts Reizvolles, nichts Dichterisches. Nur dieser ewige Groll, Groll, dies Grollen, ein Gott grollt dem andern, die Götter grollen den Menschen wegen ihres Daseins, und die Menschen den Tieren. Die Göttin der Liebe ist die Göttin des Schmutzes, der gewerbsmäßigen Unzucht, eine Schmutzfresserin, ein Greuel, ohne jeden Hauch von Zartheit. Will der Gott sich ihr in Liebe nahen, so muß sie sich vor ihm hinrekeln, brüllend und aufnahmebereit.

Und empfängt sie dann schließlich und gebiert, was bringt sie dann zur Welt? Wer ist der kleine Gott, den sie zärt-

[1] Patio = innerer Hof des mexikanischen Hauses.

lich hegt? Ratet, ihr Völker alle, und freut euch eures Sieges!
Ihr brächtet es nicht fertig.
Ein Steinmesser ists.
Ein scharfes Messer, so scharf wie eine Rasierklinge, aus schwärzlich-grünem Kiesel, das Messer der Messer, der reine Heilige Geist aller Messer. Es ist das Opfermesser, mit dem der Priester seinem Opfer die Brust aufschlitzt, bevor er ihm das Herz herausreißt, um es rauchend zur Sonne emporzuhalten.
Und von der Sonne, der Sonne, die hinter der Sonne sitzt, nehmen sie an, sie sauge das rauchende Herz gierig mit unersättlicher Eßlust auf.
Also ein hübscher Weihnachtsabend. Seht, die Göttin hat sich zu Bett begeben, um ihr Kind zu gebären. Seht! ihr Menschenkinder, erwartet die Geburt des Heilandes, das Weib eines Gottes will Mutter werden.
Tarum-tarah! Tarum-tarah! blasen die Trompeten. Das Kind ist geboren. Uns ist ein Sohn geboren. Bringt ihn, legt ihn auf ein weiches Kissen. So zeigt ihn allem Volke.
Seht! seht! seht es auf dem Kissen, das zarte Neugeborene, wie es dort ruht! Ah, qué bonito! oh, was für ein hübsches, schwärzliches, glattes, scharfes Steinmesser!
Und bis auf den heutigen Tag bringen die mexikanischen Indianerfrauen anscheinend Steinmesser zur Welt. Seht sie euch an, die Söhne dieser unbegreiflichen Mütter, mit ihren Augen, so schwarz wie Kieselstein, und ihren straffen, kleinen Körpern, so stramm und schneidig wie ein Obsidianmesser.[1] Paßt auf, daß sie euch nicht aufschlitzen.

[1] Obsidian = Glasachat.

Unser Rosalino ist eine Ausnahme. Ein ganz klein wenig läßt er die Schultern hängen. Er ist auch etwas größer als der Durchschnittsindianer hier unten. Er muß ungefähr fünf Fuß vier Zoll sein. Und er hat auch nicht die großen Obsidian-Starraugen. Seine sind kleiner, schwärzer, wie rasche schwarze Eidechsenaugen. Sie sehen einen nicht mit dem Obsidian-Starrblick an. Sie haben gerade ein klein bißchen das Bewußtsein, daß da am andern Ende des Blickes ein anderes, unbekanntes Wesen vorhanden sei. Deshalb läßt er auch den Kopf ein wenig argwöhnisch hängen, als schirme er sich, als wäre er verwundbar.

Gewöhnlich haben diese Leute keinerlei Beziehungen zu unsereinem. Für sie ist der weiße Mann oder die weiße Frau eine Art Erscheinung, genau wie ein Affe eine Art Erscheinung ist; etwas, was man beobachtet, worüber man sich wundert und lacht, mit dem man aber nicht auf gleichem Fuße steht.

Der weiße Affe hat merkwürdige Kniffe. Zum Beispiel kennt er die Zeit. Für einen Mexikaner nun und einen Indianer ist Zeit ein unbestimmtes, nebelhaftes Etwas. Es gibt nur drei Zeiten: en la mañana, en la tarda, en la noche: morgens, nachmittags, nachts. Selbst Mittag und Abend gibt es nicht.

Aber für den weißen Affen, schaudervoll zu erzählen, da gibts genaue Zeitpunkte, wie fünf Uhr, halb zehn. Der Tag ist ein schreckliches Rätselspiel genauer Zeitpunkte.

Ebenso geht es mit Entfernungen: schrecklichen, unsichtbaren Entfernungen, die zwei Meilen, zehn Meilen heißen. Für den Indianer gibt es nur nah und weit und sehr nah und sehr weit. Es gibt zwei Tage oder einen Tag. Aber zwei Meilen sind für ihn so gut wie zwanzig, denn er geht

nur nach dem Gefühl. Kommen ihm gewisse zwei Meilen weit vor, dann sind sie weit, sind muy lejos! Kommen ihm dagegen gewisse zwanzig Meilen nahe und bekannt vor, dann ist das für ihn nicht weit, o nein, dann ist das bloß eine kleine Strecke. Und er läßt dich abends ohne Gewissensbisse losziehen, so daß die Nacht dich in der Wildnis überfällt. Das ist nicht weit.

Aber der weiße Mann hat eine schreckliche, wirklich schreckliche affenartige Leidenschaft für unsichtbare Genauigkeit. Für den Eingeborenen kann mañana morgen heißen, in drei Tagen, in sechs Monaten, ja niemals. Im Leben gibt es keine anderen Festpunkte als Geburt und Tod und die Fiestas.[1] Die Festpunkte von Geburt und Tod verfliegen von selbst ins Unbestimmte.

Ebenso mit dem Gelde. Was bedeuten denn diese Centavos und Pesos überhaupt? Kleine reizlose runde Scheiben. Der Eingeborene besteht auf der Rechnung mit unsichtbaren Münzen, Münzen, die es hier gar nicht gibt, wie Reales oder Pesetas. Kaufst du zwei Eier für einen Real, dann hast du zwölfeinenhalben Centavo zu bezahlen. Da es nun einen halben Centavo gar nicht gibt, verlierst du oder der Verkäufer etwas Nichtvorhandenes.

Ebenso mit der Ehrlichkeit, dem meum und tuum. Der weiße Mann hat eine schreckliche Art, sich selbst eines Centavo zu entsinnen, ja eines Fingerhuts voll Mescal.[2] Schrecklich! Mir scheint, der Indianer ist nicht von Natur unehrlich. Er ist nicht von Haus aus habsüchtig, besitzt selbst keine angeborene Gier.

---

[1] Fiesta = Kirchenfest. — [2] Mescal = aus Agavensaft hergestellter Schnaps.



Für den wirklichen Mexikaner, nein! Der kümmert sich nicht drum. Er mag nicht einmal sein Geld behalten. Sein tiefster Trieb ist, es sofort auszugeben, so daß er es nicht zu behalten braucht. Tatsächlich möchte er nichts behalten, nicht einmal seine Frau und Kinder. Nichts, wofür er verantwortlich wäre. Weg, weg, weg mit Vergangenheit und Zukunft, laß den nackten Augenblick der Gegenwart unentwirrt. Weg mit dem Gedächtnis, weg mit Voraussicht und Sorgfalt: nur den Augenblick, unbeugsam und scharf und unbewußt, wie das Obsidianmesser. Das Zuvor und das Hernach sind Dinge des Bewußtseins. Der gegenwärtige Augenblick ist stets scharf, von der Rasiermesserschärfe der Vergessenheit, wie das Opfermesser.

Aber der große weiße Affe hält die Schlüssel zur Welt, und der schwarzäugige Mexikaner muß dem großen weißen Affen dienen, um zu leben. Er muß die Kniffe der weißen Affenschau erlernen: die Tageszeit, Geldmünzen, Maschinen, die augenblicklich losgehen, Arbeit, die keinen Sinn hat und doch mit Genauigkeit in richtiger Münze bezahlt wird. Ein ganzes Dasein voller Affenkniffe und Affentugenden.

Auch Rosalino machen die Weißen-Affenkniffe Spaß. Er will wohl für die weißen Affen arbeiten, ein paar ihrer Kniffe lernen, ihre Affensprache von Spanisch, ihre Ticktackweisen. Er arbeitet für vier Pesos im Monat und sein Essen: ein paar Tortillas.[1] Vier Pesos sind zwei amerikanische Dollars: ungefähr neun Schilling. Er besitzt zwei Baumwollhemden, zwei Paar Kaliko-Unterhosen, zwei Blusen, eine aus rosa Baumwolle, die andere aus dunklerem

[1] Tortilla = kleiner Kuchen.

Flanell, und ein Paar Sandalen. Ferner seinen Strohhut, den er umgekrempelt hat, damit er recht flott aussieht, und ein recht altes, mit der Maschine gewobenes, recht billiges Umschlagetuch oder eine buntgestreifte Decke mit einer Franse. Et praeterea nihil!

Seine Pflichten sind, morgens aufzustehen und die Straße vor dem Hause zu fegen und zu besprengen. Dann fegt und besprengt er die breiten, ziegelgepflasterten Verandas und staubt die Stühle mit einer Art aus flaumigem Rohr bestehendem Flederwisch ab. Hierauf geht er hinter der Köchin her – sie ist sehr hochmütig, hatte einen Spanier zum Großvater, und Rosalino muß sie Señora anreden – und trägt ihr den Korb zu Markte. Vom Markte heimgekehrt, fegt er den ganzen Patio, sucht die Blätter und den Kehricht zusammen, tut sie in seinen Weidenkorb, nimmt den auf die Schultern und hält ihn mittels eines Bandes um die Stirn und zieht so als Lasttier los, um den Kehricht zur Seite eines der kleinen Wege abzuladen, die aus der Stadt führen. Jeder kleine Weg verläßt die Stadt zwischen Haufen von Kehricht, eine in der Sonne sich mit Blasen bedeckende Hochstraße von Kehricht.

Wieder zu Hause, besprengt Rosalino den ganzen Patio. Das nimmt den größten Teil des Morgens in Anspruch. Nachmittags sitzt er herum, ohne viel zu tun. Hat es geweht oder war der Tag heiß, so zieht er etwa um drei Uhr wieder los, fegt Blätter auf und sprengt überall mit einer alten Gießkanne.

Dann zieht er sich in die Haupteinfahrt zurück, den Zaguan, der mit seinen großen Türen und seinem katzenkopfgepflasterten Wege groß genug ist, um einen Ochsen-



wagen hineinzulassen. Der Zaguan ist sein Heim: gerade die Einfahrt. In einer Ecke befindet sich eine etwa vier Fuß lange und achtzehn Zoll breite, niedrige Holzbank. Auf dieser kauert er sich zusammen und schläft, gekleidet wie er gerade ist, in seine alte Sarape[1] eingewickelt.

Aber das vorweg. – Im Dunkel des Zaguan sitzt er und brütet, brütet, brütet über einem Schulbuch, da er lesen und schreiben lernt. Ein wenig lesen kann er, und auch etwas schreiben, einen großen Aktenbogen hat er vollgeschrieben: ganz nett. Aber ich fand heraus, daß, was er geschrieben hatte, ein spanisches Gedicht war, ein Liebeslied mit „no puedo olvidar" und „voy a cortar" – der Rose, natürlich. Er hatte das ganze Ding glatt heruntergeschrieben, ohne irgendwelche Verszeilen oder Anfangsbuchstaben oder Trennungszeichen, einfach eine lange Reihe von Worten, einen ganzen Bogen voll. Als ich ein paar Zeilen laut vorlas, krümmte er sich vor Lachen in einer Todesqual verwirrter Gefühle. Und von dem, was er geschrieben hatte, verstand er ein ganz, ganz klein wenig, papageienhaft, von oben bis unten. Tatsächlich bedeutete es für ihn bloß Worte, Töne, Geräusche: ein Castellano, Kastilianisch genanntes Geräusch. Genau wie für einen Papagei.

Von sieben bis acht geht er in die Abendschule, um wieder etwas Papier vollzukritzeln. Zwei Jahre geht er schon hin. Wenn er noch zwei Jahre hingeht, ist er vielleicht imstande, sechs verständliche Sätze zu schreiben und zu lesen: aber nur Spanisch, das ihm genau so fremd ist wie einem englischen Bauernjungen Hindustani. Wenn er dann seine gehörige Menge Spanisch sprechen und in sehr unsicherem

[1] Sarape = Decke, Tuch.

Umfange auch lesen und schreiben kann, dann geht er wieder in sein zwei Tagereisen zu Fuß entferntes Dorf in den Hügeln, und dann mag er zu seiner Zeit es bis zum Alkalden bringen oder Vormann im Dorfe, der der Regierung verantwortlich ist. Ist er erst Alkalde, dann bekäme er auch ein kleines Gehalt. Aber viel wichtiger ist ihm der Ruhm: imstande zu sein, den Hauptmacher zu spielen.
Er hat einen Paisano, einen Landsmann, der mit im Zaguan schläft, um das Tor zu bewachen. Wer ins Haus oder den Patio hinein will, muß durch diese großen Türen. Einen andern Eingang gibt es nicht, selbst nicht einmal ein Nadelöhr. Die Fenster nach der Straße hinaus sind schwer vergittert. Jedes Haus ist eine kleine Festung für sich. Unseres ist ein doppeltes Viereck, die Bäume und Blumen im ersten, mit den beiden Flügeln des Hauses, und im zweiten Patio die Hühner, Tauben, Meerschweinchen und die große, schwere, irdene Schüssel oder Wanne, Apaxtle genannt, in der sich alle Dienstboten baden dürfen, wie Kücken in einer Untertasse.
Gegen halb zehn abends liegt Rosalino zusammengekauert auf seiner kleinen Bank, in sein Umschlagetuch gewickelt, seine Sandalen, genannt Huaraches, auf den Boden gestellt. Für gewöhnlich legt er seine Huaraches beim Zubettgehen ab. Das ist seine einzige Vorbereitung. In einer andern Ecke liegt schlafend, Kopf und alles wie eine Mumie in eine alte dicke Decke eingewickelt, der Paisano, auch ein Bursche von zwanzig etwa, auf den kalten Steinen. Und in einer Höhe von fünftausend Fuß können die Nächte kalt sein.
Für gewöhnlich ist jedermann gegen halb zehn daheim in unserm sehr ruhigen Hause. Falls nicht, kann man gegen

die großen Türen donnern. Rosalino ist schwer zu wecken. Man muß dicht an ihn herantreten und rufen. Das weckt ihn auf. Aber rühre ihn nicht an! Das würde ihn fürchterlich erschrecken. Niemand wird, ohne daß er es merkt, angefaßt, es sei denn, um ausgeplündert oder ermordet zu werden.

„Rosalino! estan tocando!“ – Rosalino, es klopft!

Schließlich fährt ein seltsamer, wild um sich blickender, ganz verlorener Rosalino in die Höhe. Vielleicht hat er gerade Verstand genug, um den Türriegel zurückzuziehen. Man wundert sich, wo er wohl gewesen sein mag im Schlafe, so seltsam und wild und verloren fährt er auf.

Das erstemal, daß er etwas für mich zu tun hatte, war, als der Möbelwagen kam, das bißchen Einrichtungsgegenstände ins Haus zu bringen. Aurelio, der Zwergmozo unserer Freunde, und Rosalino waren da und der Mann, der den Wagen gefahren hatte. Aber es hätte auch noch ein Cargador da sein sollen – ein Träger. „Hilf ihnen!“ sagte ich zu Rosalino. „Hilf ihnen beim Tragen!“ Aber er schlängelte sich weg und murmelte: „No quiero!“ – Ich mag nicht.

Ich dachte bei mir, der Bursche sei verrückt. Er meint, das sei nicht seine Arbeit, und vielleicht hat er Angst, die Sachen zu zerbrechen. Nichts zu machen, als ihn sich selbst zu überlassen.

Wir richteten uns ein, und Rosalino schien gern etwas für uns zu tun. Er lernte gern den weißen Affen ihre Affenkniffe ab. Und als wir anfingen, ihn von unserem eigenen Essen zu beköstigen und er zum erstenmal in seinem Leben richtige Suppe, geschmortes Fleisch oder ein Spiegelei



Gustave Doré:
Holzschnitt zu Balzacs Tolldreisten Geschichten

bekam, da arbeitete er gern in der Küche. Er pflegte dann mit funkelnden schwarzen Augen zu kommen und zu sagen: „Hé comido el caldo. Grazias!“ – Ich habe die Suppe gegessen. Danke. — Und dann gab er regelmäßig einen seltsamen, erregten kleinen Schrei vor Lachen von sich.

Der Tag kam, an dem wir nach Huayapa gingen, ein Sonntag, und Rosalino war sehr aufgeregt. Aber abends, als wir nach Hause kamen, lag er stumm auf seiner Bank – nicht, daß er wirklich müde gewesen wäre. Die Düsterkeit der Indianer, die sich auf sie niederläßt wie ein schwarzer Marschennebel, war über ihn gekommen. Er brachte das Wasser nicht herein – ließ es mich selbst holen.

Montagmorgen die gleiche schwarze, kriechtiermäßige Düsterkeit und ein Gefühl von Haß. Er haßte uns. Das war etwas verblüffend, da er doch tags zuvor so aufgeregt gewesen war und so glücklich. Aber der Umschwung war da. Er vergab es sich nicht, daß er sich bei uns frei und glücklich gefühlt hatte. Er hatte gegessen, was wir gegessen hatten, hartgekochte Eier und Sardinenbutterbrötchen und Käse, er hatte aus der Apfelsinenschalentaza[1] getrunken, was ihn so sehr entzückte. Er hatte auf dem Rückwege in San Felipe eine Flasche Mineralwasser, Fizz, mit uns zusammen getrunken.

Und nun die Gegenwirkung. Das Steinmesser. Er war glücklich gewesen, also planten wir, noch mehr aus ihm herauszuholen. Wir hatten irgendeinen teuflischen geheimen Weißen-Affenkniff, wir wollten zweifellos an seine Seele herankommen und ihr den Weißen-Affenschaden

[1] Taza = flache Schale mit hohem Fuß.

antun. Wir wollten an sein Herz, nicht wahr? Aber sein Herz war ein Obsidianmesser.

Er haßte uns und strömte den schwarzen Qualm seines Hasses aus, so daß er den ganzen Patio erfüllte und uns unwohl machte. Er kam nicht in die Küche, er trug kein Wasser. Laßt ihn in Ruhe!

Montag um die Mittagszeit sagte er, er möchte weg. Warum? – Er sagte, er wollte wieder in sein Dorf. – Gut. Er sollte nur ein paar Tage warten, bis ein anderer Mozo gefunden wäre. — Hier ein Blick reinen, kriechtiermäßigen Hasses aus seinen schwarzen Augen.

Den ganzen Nachmittag saß er regungslos auf seiner Bank, in der düsteren Starre des Indianers und tiefem Haß. Abends wurde er etwas fröhlicher und meinte, er wolle bleiben, wenigstens bis Ostern.

Dienstagmorgen. Weitere Starre und Düsterkeit und Haß. Er wollte sofort wieder in sein Dorf. – Schön! Kein Mensch wünschte ihn gegen seinen Willen zu halten. Ein neuer Mozo würde sich sofort finden lassen.

In dumpfer Starre vor Düsterkeit und Haß ging er hinaus, vor sehr kräftigem Haß, der einen mit Ekelgefühl in der Magengrube erfüllen konnte.

Dienstagnachmittag, und er meinte, er wollte bleiben.

Mittwochmorgen, und er wollte weg.

Sehr schön. Erkundigungen eingezogen, ein neuer Mozo sollte Freitagmorgen kommen. Erledigt.

Donnerstag war Fiesta. Mittwoch mußten wir daher zu Markte gehen, die Niña – d. h. die Herrin –, ich selbst und Rosalino mit dem Korbe. Er ging gern mit den Patrones zu Markte. Dann gaben wir ihm immer Geld und schickten

ihn, um Apfelsinen einzuhandeln, Pitahayas[1], Kartoffeln, Eier, ein Huhn usw. Das liebte er geradezu. Es machte ihn wütend, wenn er sah, wie wir einkauften, ohne zu handeln, und gräßliche Preise zahlten.

Er handelte daraufloss, beinahe stumm, nur düster murmelnd. Es dauerte lange bei ihm, aber er hatte auch größeren Erfolg als Natividàd, die Köchin. Und dann kam er siegesbewußt heim, hatte viel Krams und wenig ausgegeben.

So blieb er auch heute nachmittag da. Der Zauber war im Schwinden.

Die Indianer von den Bergen besitzen eine schwere, hochgespannte Anhänglichkeit an ihr Dorf; Rosalino war keine zwei Jahre aus dem kleinen Neste weggewesen. Als er sich so plötzlich in Huayapa befand, einem wirklichen Indianerbergdorf, da mußte das schwarze Düster des indianischen Heimwehs einen Riß durch sein Gemüt herbeigeführt haben. Aber er war durchaus vergnügt gewesen – vielleicht zu vergnügt –, bis wir nach Hause kamen.

Und dann hatte die Señorita ein Lichtbild von ihm gemacht. Sie waren alle wie verrückt dahinterher, ein Lichtbild von sich aufnehmen zu lassen. Ich hatte ihm einen Briefumschlag und eine Marke gegeben, um seiner Mutter ein Lichtbild zu schicken. Denn in seinem Dorfe hatte er eine verwitwete Mutter, einen Bruder und eine verheiratete Schwester. Die Sippe besaß etwas Land, mit Apfelsinenbäumen. Die besten Apfelsinen kommen aus den Bergen, wo es kühler ist. Als die Mutter, die, soweit scharfe Erinnerung in Frage kam, ihren Sohn vollkommen vergessen hatte, das Lichtbild sah, wünschte sie ihn plötzlich zu sehen,

[1] Pitahayas = Kaktusfrüchte.

als ginge ein Schwärmer in ihrem Innern los: augenblicklich. Sie sandte ihm also eine dringende Botschaft.

Aber es war schon Mittwochnachmittag. Kam ein kleiner Bursche in weißem Anzug, mächtig lächelnd. Das war der Bruder aus den Bergen. Nun, dachten wir, würde Rosalino jemand haben, um zusammen mit ihm zurückzugehen. Freitag nach der Fiesta wollte er fort.

Donnerstag begleitete er uns mit dem Korbe zur Fiesta. Er handelte um Blumen und um eine Sarape, die er nicht kriegte, um eine verzierte Jicara [1], die er bekam, und um eine Anzahl Spielsachen. Er und die Niña und die Señorita aßen einen großen Fladen Pfannkuchen mit süßem Zeugs darauf. Der Korb wurde schwer. Der Bruder erschien, um das Huhn und die außergewöhnlichen Sachen zu tragen. Seligkeit. Er war wieder vollkommen glücklich. Er wollte Freitag nicht weg. Er wollte überhaupt nicht weg. Er wollte bei uns bleiben und mit uns nach England gehen, wenn wir heimführen.

Also wieder ein Spaziergang zu dem Freunde, dem Mexikaner, der den anderen Mozo für uns gefunden hatte. Diesmal, um den anderen Jungen wieder los zu werden: – aber so sind sie nun mal.

Und der Mexikaner, der Rosalino schon gekannt hatte, als er von den Bergen herunterkam und noch kein Spanisch konnte, erzählte uns eine andere Geschichte von ihm.

Beim letzten Umsturz – voriges Jahr – suchten die Umstürzler der gewinnenden Seite mehr Soldaten aus den Bergen. Der Alkalde des Bergdorfes erhielt Befehl, junge Leute auszusuchen und nach den Kasernen in der Stadt

[1] Jicara = irdenes Gefäß.

hinunterzuschicken. Rosalino war unter den Auserwählten.

Aber Rosalino wollte nicht und sagte wieder: „No quiero!“ Er gehört zu derselben Sorte wie ich, die einen Abscheu davor hat, in einer Menschenmenge zu dienen oder überhaupt nur mit einer Masse Leute vermengt zu werden. Er weigerte sich hartnäckig. Worauf die Rekrutensucher ihn mit dem Gewehrkolben schlugen, bis er bewußtlos dalag, scheinbar tot.

Und weil sie ihn sofort brauchten und er eine Zeitlang doch nichts taugen würde mit seinem verletzten Rücken, da ließen sie ihn liegen, um den Umsturz ohne ihn fertigzubringen.

Das erklärt seine Angst vor dem Möbeltragen und seine Furcht vor dem Gefangenwerden.

Und dabei gings dem kleinen Aurelio, dem Mozo unseres Freundes, der nicht über vier und einen halben Fuß hoch ist, noch schlimmer. Er stammt auch aus den Bergen. In seinem Dorfe hatte ein Vetter von ihm der verlierenden Seite des Umsturzes gewisse Nachrichten gegeben. Der Vetter war weise und verschwand.

Im Orte aber packte die gewinnende Seite Aurelio, da er doch nun mal der Vetter des Verbrechers war. Trotz der Tatsache, daß er der getreue Mozo eines fremden Ansiedlers war, wurde er ins Gefängnis geworfen. Gefangene werden im Gefängnis nicht unterhalten. Freunde oder Verwandte bringen ihnen Essen, sonst werden sie sehr, sehr dünn. Aurelio hatte eine verheiratete Schwester im Orte, aber die war bange davor, zum Gefängnis zu gehen, damit sie und ihr Mann nicht auch gepackt würden. Also schickte

der Herr seinen neuen Mozo zweimal täglich mit einem Korbe zum Gefängnis, dem großen, großen Gefängnis, für so eine kleine Stadt von ein paar tausend Einwohnern.

Mittlerweile rang und rang der Herr mit den „Behörden" – den Freunden des Volkes – um Aurelios Freilassung. Nichts zu machen.

Eines Tages kam der neue Mozo mit dem Korbe zum Gefängnis, um keinen Aurelio mehr vorzufinden. Ein befreundeter Soldat übergab ihm die von Aurelio hinterlassene Botschaft. „Adios a mi patron. Me llevan." O verhängnisvolle Worte: „Me llevan!" – Sie bringen mich weg. – Der Herr stürzte zum Zuge: der war weg, mit dem Zwerge, dem findigen kleinen Mozo, ins Leere.

Monate später erschien Aurelio wieder. Er kam in Lumpen, hager, und sein dunkler Hals war bis zu den Ohren hinauf geschwollen. Er war zweihundert Meilen weit in den Staat Veracruz verschleppt worden. Er war aufgehängt worden, mit festem Knoten, und stundenlang hängen gelassen. Weshalb? Damit der Vetter käme und seinen Verwandten rettete: den eigenen Hals in eine laufende Schlinge steckte. Um den vollständig unschuldigen Burschen zum Gestehen zu bringen: Was? Jedermann wußte, er war unschuldig. Jedenfalls, um jedermann fürs nächste Mal eines Besseren zu belehren. O brüderliche Lehrweise!

Aurelio kniff aus und schlug sich in die Berge. Strammer kleiner Kerl von einem Zwerg, er fand sich wieder zurück, wobei er sich in den Dörfern Tortillas erbettelte, und kam hager, mit dick geschwollenem Halse wieder an, um seinen Herrn, der auf ihn wartete, und eine andere „Partei" am Ruder zu finden. Auch wieder Freunde des Volkes.

Morgen ist auch ein Tag. Der Herr fütterte Aurelio gut, und Aurelio ist ein starker, wenn auch winziger Bengel mit strahlenden schwarzen Augen, der für den Augenblick einem Fremden wohl traut, aber keinem seiner Volksgenossen. Ein Zwerg an Größe, aber vollkommen gebaut und sehr stark. Und sehr klug, viel rascher und verständiger als Rosalino.

Ist es ein Wunder, daß, wenn Aurelio und Rosalino die Soldaten, Gewehr auf der Schulter, einen blassen Gefangenen in ihrer Mitte zum Gefängnis schleppen sehen – und das sieht man alle paar Tage –, daß sie dann verstört dastehen und ihm in einer Art leeren Schreckens nach- und dann ihren Patron ansehen, ob es bei ihm wohl Schutz gäbe?

Nicht gefangen zu werden! Nicht gefangen zu werden! Das muß der vorherrschende Lebensgrundsatz des mexikanischen Indianers gewesen sein, längst ehe Montezuma seine Gefangenen zum Opfer schleppte.

Übertragen von Franz Franzius.

*

FRIEDRICH BARBAROSSA UND DIE UNTERWERFUNG MAILANDS

Am ersten Tage des Monats März [1162] erschienen die Konsuln von Mailand mit noch ungefähr zwanzig Edelleuten, warfen sich, blanke Schwerter auf dem Nacken, vor dem ganzen Hofe nieder, ergaben sich selbst und ihre ganze Stadt ohne jede Bedingung mit allen Personen und all ihrer Habe ihrem Herrn, dem Kaiser, und schwuren jeden Eid,



der von ihnen verlangt wurde, für sich und alle Mailänder. Die Ränke, mit denen sie bei ihrer früher angebotenen Unterwerfung den Kaiser zu umgarnen versucht hatten, waren nun endgültig von ihnen aufgegeben worden.
Am folgenden Sonntag, auf den beziehungsvoll gerade das „Reminiscere" traf, kamen die Konsuln wiederum, und diesmal mit mehr denn dreihundert der erlesensten Ritter Mailands, fielen vor dem Throne des Kaisers nieder, hielten eine ebenso wohlgesetzte wie herzergreifende Ansprache, flehten einzig um Erbarmen, übergaben die Schlüssel der Stadt, lieferten die Hauptbanner aller Tore und Heerhaufen ab – es waren sechsunddreißig –, und alle schwuren wie die Konsuln.
Am Dienstag fand sich dann das Volk ein mit dem Carroccio, bei uns Standarte genannt, sowie die übrigen Ritter. Sie brachten die Banner aller ihrer Stadtviertel mit, etwas über hundert, und marschierten in wohlgeordneten Reihen nach Neu-Lodi, wobei die Bewohner von drei Torvierteln vor dem Carroccio einherzogen und die der übrigen Stadtviertel hinter ihm folgten. Vor dem Palaste des Kaisers machten sie alle halt. Sobald nun die Mailänder den Kaiser, der auf einem hohen Throne saß, erblickten, stießen die Trompetenbläser auf dem Carroccio mit verstärkter Kraft in ihre ehernen Instrumente und bliesen so ihrem Stolze ein Grablied. Nachdem der Klang verhallt war, wurden die Trompeten dem Kaiser überreicht. Hierauf traten die Häupter der einzelnen Stadtviertel vor, bekannten ihre Schuld und übergaben der Reihe nach alle ihre Fahnen.
Nur der Wagen, der Carroccio, stand noch (in seiner alten Stärke). Er war für die Kämpfer auf ihm trefflich gerüstet.

Mehrere Lagen von Eichenbalken schirmten ihn ringsum, und äußerst starke Eisenklammern gaben ihm unerschütterlichen Halt. In seiner Mitte erhob sich ein hoher, schlanker Mastbaum, der von oben bis unten mit Eisen, Riemen und Tauen ganz fest umschlungen war. Seine Spitze lief in ein Kreuz aus, auf dessen Vorderseite ein Bild des heiligen Ambrosius gemalt war, das geradeaus blickte und nach der Seite, wohin sich der Wagen drehte, Segen spendete.
Nachdem die Mailänder alle ihre anderen Ehrenzeichen übergeben hatten, nahte sich als letztes dieser Wagen, um nun ebenfalls sein Haupt zu beugen. Seine Führer senkten kunstvoll den ganzen Aufbau mit dem Mastbaum zur Erde. Auf uns, die wir uns neben dem Throne des Herrn Kaisers befanden, wirkte dies, als würde der ganze Carroccio zerstört, und wir schauten ganz erschrocken zu. Aber der herabgelassene Mastbaum fiel weder hin, noch erhob er sich eher, als bis der Kaiser die Fransen der gesenkten Standarte ergriff, das Zeichen zum Wiederaufrichten des Wagens gab und dann den Unterworfenen stehen ließ.
Hierauf stürzten sich die Ritter und das Volk von Mailand alle weinend und um Erbarmen flehend zu Boden. Dann hielt einer der Konsuln eine Bittrede, nach deren Beendigung sich alle Mailänder abermals zu Boden warfen, Kreuze, die sie in den Händen trugen, dem Kaiser entgegenstreckten und unter gewaltigem Klagegeschrei um des Kreuzes willen Erbarmen erflehten. Alle Anwesenden wurden zu Tränen gerührt, einzig des Kaisers Antlitz blieb unbewegt. Nun ergriff der Graf von Blanderate das Wort und bat so eindringlich für seine früheren Freunde, daß er alle bis zu Tränen erschütterte. Auch er erhob ein Kreuz, und mit

ihm fiel das ganze Volk von Mailand, Gnade heischend, abermals zu Boden; einzig des Kaisers Antlitz blieb unbewegt wie ein Fels.

Nun legte der Bischof von Köln den Mailändern eine klar und bestimmt abgefaßte Unterwerfungsformel vor, welche diese mit einem unzweideutigen Schuldbekenntnis beantworteten. Der Kaiser erwiderte ihnen auf ihr Flehen in angemessener Weise, stellte ihnen in Aussicht, sich ihrer zu gelegener Zeit zu erbarmen, entließ sie alle und befahl ihnen, am nächsten Tage wieder zu erscheinen. In der Hoffnung auf Gnade warfen sie hernach die Kreuze, die sie in Händen hatten, durch das Fenstergitter in die Kemenate der Kaiserin, da sie zu ihr nicht vorgelassen wurden.

Als sich die Mailänder am nächsten Tage dem Kaiser wieder stellten und ihn anflehten, erklärte er, nun wolle er mit der Gnade und dem Gerichte beginnen. Ginge es genau nach dem Rechte, dann müßten sie freilich alle hingerichtet werden, doch sei es jetzt an der Zeit, Gnade zu gewähren. Jene gaben zu, daß die Gesetze in der Tat ihren Tod verlangten, doch erhofften sie im Hinblick auf Gottes Erbarmung Gnade.

Der Kaiser befahl, alle Konsuln, Exkonsuln, Vornehme und Ritter, Rechtskundige und Richter als Geiseln festzunehmen, während das gemeine Volk als weniger schuldig nach Ablegung eines Eides in die Stadt zu entlassen sei. Hierauf wurden Beamte in die Stadt geschickt, welche allen Zwölfjährigen und Älteren einen Eid abzunehmen hatten. Ferner gab er Befehl, jedes Stadttor sowie den Graben und die Mauern bei den Toren vollkommen einzuebenen, und zwar so, daß bei jedem Tore ein Gewalthaufen in breiter,

ausgerichteter Front einziehen könne, was denn auch geschah. Von ihren zweitausend Burgen waren den Mailändern nur noch vier verblieben, und auch diese mußten sie laut eines Richterspruches übergeben.

Nachdem der Kaiser Mailand also besiegt hatte, ließ er sich selbst vom Mitleid besiegen und löste die Mailänder vom kaiserlichen Banne, um sich nicht durch den Verkehr mit Gebannten selbst zu verfehlen und auch, um Gnade walten zu lassen. Die Stadtmauern, Gräben und Türme wurden jetzt allmählich zerstört, Tag für Tag glich die ganze Stadt mehr einem öden Trümmerhaufen.

Das Osterfest feierte der Kaiser, die Krone auf dem Haupte, zu Pavia und hielt zur Freude aller einen glänzenden Hoftag ab. Hiezu erschienen alle Fürsten, Markgrafen, Grafen, Barone, Kapitanen und Konsuln der Lombardei. Alle ließ er in seiner Gegenwart mit königlichem Aufwande reichlichst bewirten. – Am Ostermontag schwuren die Pisaner dem Kaiser Treue und verpflichteten sich für ihn zu einer Heerfahrt nach Apulien, Kalabrien, Sizilien, Sardinien, Korsika und gegen Konstantinopel. Er gab ihnen auch sein Banner. Am Osterdienstag leisteten die Brescianer einen Eid ähnlichen Inhaltes ...

In jenen Tagen kamen Gesandte des Franzosenkönigs, darunter der Graf Heinrich von Blois, zum Kaiser nach Italien, um Frieden und Einheit in der heiligen Kirche herbeizuführen. Sie baten den Kaiser, eine allgemeine Versammlung anzuberaumen und dafür zu sorgen, daß auf ihr auch Papst Viktor erscheine, wogegen sie sich eidlich verpflichteten, daß der König von Frankreich dorthin kommen und den Papst Alexander mitbringen werde; durch das

Urteil der Kirche sollte dann beider Recht offenkundig werden. Der Kaiser gab seine Zustimmung und berief eine allgemeine Synode nach Saint Jean de Losne an der Saône im Bistum Besançon, wo er den ganzen Sommer über ein außerordentlich langes und breites Gebäude aufführen ließ. Zu Johannis Enthauptung erschien der Kaiser daselbst mit Papst Viktor. Eine große Zahl von Bischöfen, Äbten, Herzögen und Fürsten beteiligte sich an dieser Synode.

Aus dem Bande der „Deutschen Vergangenheit“:
„Die Hohenstaufen“.

*

DAS MÄDCHEN VON DOBROWLANY

EPISTEL VON HANS CAROSSA

Wer hat, o Freund, von Gegenwart zu Gegenwart
dich so geängstigt, daß du nun das Licht verkennst,
das innige, zu dem wir doch geboren sind,
sogar Erinnerung fliehst an Stunden, wo wir froh,
die heiligen Dichter deutend, wanderten im Wald,
und an lautklirrende Tage, wo der Kriegsgeist uns
zuweilen in der Fremde jäh zusammentrug?
Nur dumpfe Stufe nennst du dies, und, wundersam,
als wollt ein Baum sein eignes Wurzelwerk bespähn,
entfremdet gleichen Losen, die du niedrig schiltst,
gesammelt-schweigsam drängst du dich ins Geisterall;
und was dir sonst, vom Ursprung her, so leicht gelang,
die klarste Schau, das beste Tun, dir gilts nicht viel.
Geheimer Lehre kund, in strengen Übungen,
hoffst du den ewigen Ätherleib in dich zu ziehn,

Gestirnen Sternkraft abzuzwingen grenzenlos.
Doch dies ist nun dir auferlegt. Ich rechte nicht
und schnelle nur manchmal einen bunten Pfeil dir nach,
der dich umklinge, nicht verwunde, — vielleicht geschiehts,
daß du noch einmal umblickst, ob unwillig auch,
und schaust mit mir Vergangenheit: Novikas Höhn,
die, noch verschont, im hellen Abend schimmerten.
Das Maisfeld war ein fließendes Geleucht im Wind,
und Schnitterinnen gingen spätem Tagwerk nach.
Uns aber, fernher, suchte noch ein fliehender Feind
mit Brandgeschoß. Im Dorf, das Dobrowlany heißt,
webt über Leichen vielgeteilte Flamme schon.
Der Kirchturm raucht. Strohdächer sprühn. Der junge Storch,
der angstvoll klappernd noch das alte Nest gesucht,
mit erzdurchschnittener Schwinge stürzt er schwer herab
in Dachgebälk, das glühend blau zerblättert. Nah
dem Dorfrand aber, unsern Toten angereiht,
da schlafen, die die Flucht verschmähten, Greis und Frau,
vermummten Haupts, in blutigen Kitteln, ewigen Schlaf.
Und nun entsinne dich, wie uns Licht aus Düstrem kam,
als längs den Bränden, hoch von Funken überweht,
kornfarbenes Haar vorsinkend unter Scharlachtuch,
mühsam das Mädchen ging und weißer Linnen Last
auf schmächtigen Schultern schleppte nach der Leichenflur.
Entkleidet sind, unfaßbar eilig, Weib und Mann
und lind gehüllt in blumendurchwirktes Totenhemd.
Aus Lüften zischt es. Warnungsrufe hallen rauh.
Doch sie, ganz Arbeit, ganz Gesetzgeist, Liebende,
die keiner Scham bedarf, hat Gurt und Sturmhelm schon

dem nächsten Krieger abgeschnallt, den Waffenrock,
das Hemd entstreift, und gönnt sich nicht die kleinste Rast,
bis alle, alle festlich eingekleidet sind,
wie sichs für Tote ziemt im Land Galizien.
Dann ruht sie aus auf ihrem schmalen Linnenrest,
die Arme überm Schoß gekreuzt, und sieht uns an,
als warte sie auf neue Leichen, ernst und still.
Nacht kam und Aufbruch. Erde brennt in langem Strich.
Nicht Häuser nur, auch Garbenfelder lodern weit.
So stiegen wir durch Flammenschein von Höh zu Höh.
Doch als es tagte, blickten wir durch scharfes Glas
ins Land zurück. Bald fanden wir den Aschenrauch
von Dobrowlany. Vögel flogen, schwarz geschart.
Da grüßten wir das fremde Mädchen im Zwiegespräch.
Du nanntest sie die Glückliche, die sich ihr Herz
in edlen Wahnsinn hingerettet, – gedenkst du noch?

Doch wer sind wir, mein Freund? Was für Befehl traf uns?
O hätten wir Seelen, einander als Lebendige
so schön zu nahn wie jenes hold entrückte Kind
verlassenen Toten, so mit weihendem Gebrauch
einander zu gewanden neu von Zeit zu Zeit
in Lichtgeweb, lang aufgespartes, geistiges,
das keine Strahlen durchläßt als die freudigen
der innern Sterne, – wären wir da nicht reich genug
in unsrer Welt? Wärs not, in andere zu spähn,
zu schleichen um unflügger Geister bleichen Kreis,
der auch nur harren will, ob ihn die Liebe nicht
erweckt und hebt und in unendliche Dienste zieht?

*

IMMER WIEDER STENDHAL
VON ANDRÉ SUARÈS

Als erster, glaube ich, habe ich vor bereits zehn oder elf Jahren Stendhal gegen den Vorwurf verteidigt, daß er schlecht schreibe. Ja noch mehr, ich habe in ihm, zum Ärger der Herren Doktoren und der Akademiker, einen Fürsten der Sprache bewundert.

Stendhal schreibt, wie er denkt. Er hat die Sprache seines Genies. Muß man noch ein weiteres für den sagen, der die originelle Kraft und den Charme dieser Sprache versteht? Zunächst ist er von allen Menschen am wenigsten Schriftsteller. Niemand hat so wenig zu einer Bande gehört; nicht zur Truppe, nicht zur Kapelle, nicht zum Salon; nicht zur Revue, nicht zur Tageszeitung. Der da ist kein Mann der Literatur.

Stendhals Stil ist der schärfste, den es gibt, und der geistvollste, den man kennt. Voltaires Spitzen sind Schaum neben den seinigen; denn selbst das gestählteste Eisen hat nicht die Schneidekraft des Diamanten: es zieht Blitze in den Granit und das harte Material; der Diamant durchstößt und dringt ein, wo er will, ohne zu zerstören.

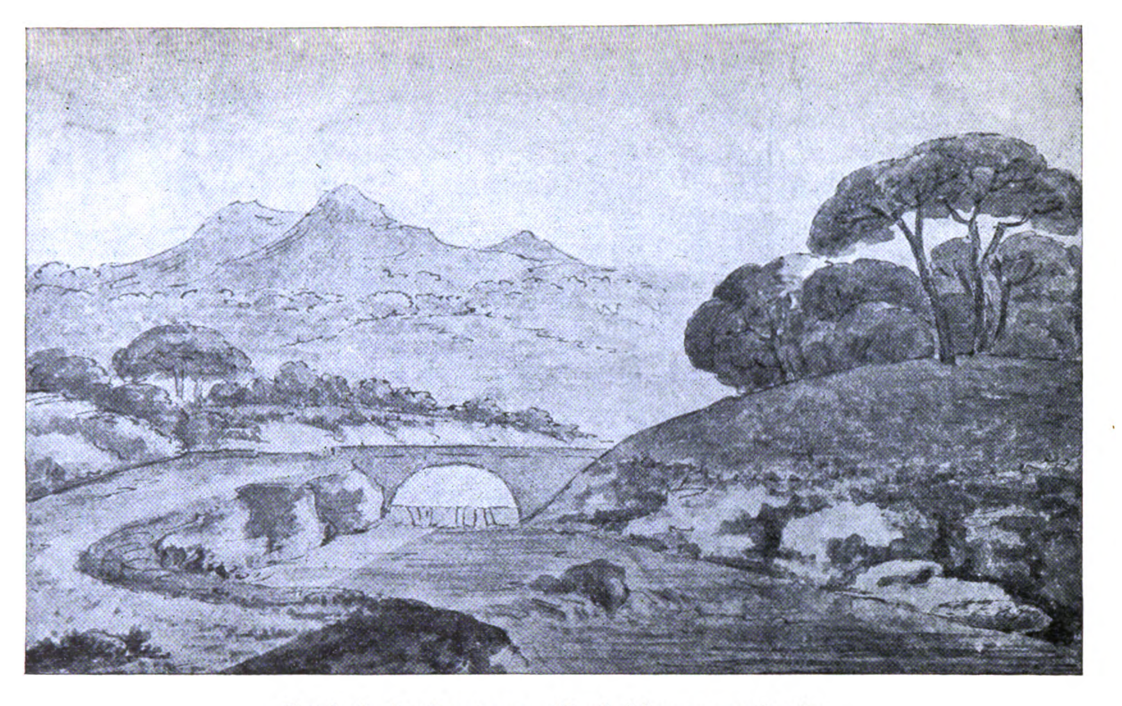
Wenn das Wort „attisch“ einen Sinn hat, so war im Französischen niemals ein Stil attischer als der Stendhals. Er ist ein Licht, für das es keine Geheimnisse gibt; wunderbar umfängt es jeden Gegenstand, erst die Oberfläche umspielend und dann erst eindringend in die innere Welt und den Urgrund der Empfindungen. Seine Freude ist, daß er alles aus der Welt der Leidenschaften weiß und enthüllen kann, was die Menschen am wenigsten wissen oder

am meisten verbergen. Dieser Stil schafft Helligkeit überall: so heilig ihm die seltensten Regungen des Herzens sind, die er mit der erlesensten Zartheit zu berühren weiß, so sehr liebt er ihre Schlupfwinkel und dunklen Stellen zu durchleuchten; er gibt dem Geiste alles preis.

Dennoch verkennt niemand weniger als Stendhal die Gefühlswerte. Er hat alle Töne des Geistes, mit Ausnahme der Erhabenheit, die ja so häufig und mit solchem Recht verdächtig ist, weil sie etwas von der Lächerlichkeit einer Deklamation in ein Sprachrohr hat. So fehlt Stendhal also nichts, es sei denn die Farbe der großen Dichtung. Immerhin reicht er bis an sie heran und erhebt sich sogar zur Höhe zärtlicher Empfindungen, da er es vermag, ihre tiefe Musik spüren und ihre Gewalt fühlen zu lassen.

Voltaire hat niemals den Ton noch den Gesang zärtlicher Empfindung. Er ist immer trocken; seine Schwermut hat den Klang krachenden Holzes. Stendhal ist so wenig trocken, daß nicht einmal seine Ironie so wird. Voltaire kann nicht über Kunst sprechen, aber Stendhal glänzt darin. So geistreich der Stil Voltaires ist, er macht sehr oft in Geist. Der Stil Stendhals hat immer Geist.

Stendhal ist der freieste der Menschen. Nur Montaigne war es noch im gleichen Maße. Montaigne ist mehr philosophisch und Stendhal mehr künstlerisch. Um ganz frei zu werden, muß man nicht Angst davor haben, Epikureer zu sein. Das Gespenst der Moral legt ein Netz, in dem nicht nur Venus selbst sich fängt, sondern auch der Gedanke. Montaigne kämpft manchmal mit diesem Phantom; Stendhal begegnet es nur auf seinem Wege, um darüber zu lachen.



Brücke in der Campagna. Handzeichnung von Goethe

Diese beiden allein gehören niemals und in nichts zum Metier. Sie sind frei, weil sie es sein wollen. Pascal ist es nicht; auch Voltaire nicht, weil er von Natur aus viel zu polemisch und viel zu tatendurstig war. Außerdem ist er Schriftsteller bis zum Exzeß. Er macht Krieg; er nimmt Partei. Er schmeichelt den Mächten, spielt eine gegen die andere aus. Er schont die einen, um gegen die andern alles zu wagen. Er ist auch dazu gezwungen. Stendhal nimmt niemals Partei. Er hat eine unendliche Verachtung gegen die Mode und öffentliche Meinung.

Stendhal ist frei von jeglicher Bindung. Er, der aristokratischeste der Geister, der nur für eine glückliche kleine Schar schreibt, er ist demokratisch aus Vernunft. Er ist für das Parlament und macht sich über die Verfassung lustig. Er ist klassisch gegen die Klassiker. Er erklärt sich für die romantische Kunst, aber nicht ohne Châteaubriand und Victor Hugo auszulachen. Und nimmt er sich etwa aus? Er würde sich Eigenliebe nicht verzeihen, weil sie eine Dummheit ist, die häufigste bei allen Menschen, die auch die geistvollsten nicht verschont. Verliebt bis zur Narrheit, verliebt aus Beruf, ist er der einzige Liebende, der sein Mißgeschick eingesteht; er ist ein vollendeter Reiter und lächelt melancholisch, weil er den Steigbügel auf seinen schönsten Ritten verloren hat. Er treibt dahin, er hat nicht das kleinste Leinenfetzchen, um sich festzuhalten, und das veröffentlicht er noch! Stendhal hat so viel Klugheit, er sieht so weit in sich und die andern hinein, daß er weder die andern noch sich selbst belügen will: mag er selbst, von Eigenliebe verführt, in seiner Haltung manchmal unaufrichtig werden, so ist er vollkommen wahr, sobald er allein

und unter vier Augen Zwiesprache mit sich hält und antwortet. Die Klarheit dieses Stils ist eine wunderbare Tugend der Seele.

Im übrigen kennt Stendhal die Qual der Form, ohne daß er sie merken ließe. Er kennt den Wert eines Wortes an seinem Platz. Er hat Sinn für das Epitheton. Aber er ist trotz allem der Mensch, der im Notfall lieber eine Seite noch einmal schreibt, als sie korrigiert, und lieber ein verlorenes Kapitel neu macht, statt es unter dem Haufen seiner Papiere hervorzusuchen. Wie sehr liebe ich diese Methode, und wie gut kann ich sie bei einem Dichter verstehen! Das wahre Genie hat seine eigene Freude an jeder seiner Entdeckungen, ehe es davon zu den andern spricht. So künstlerisch man auch sei, man darf nicht vor Plage zugrunde gehen und aus seiner Kunst ein Galeerendasein, einen unerbittlichen Beruf machen.

In Stendhal ist alles, was Geschmack und Verstand an romantischer Schönheit wertschätzen kann: eine freie Erfindung von Charakteren und Tatsachen, die vor nichts anderem zurückschrecken als vor Verlogenheit, Leidenschaften ohne sittliche Schranke und höfischer Maske.

Der romantische Irrtum besteht darin, Leidenschaften zu heucheln, statt sie rein auszusprechen und zu malen. Die Wahrheit ist niemals romantisch, sei sie ideal oder nicht. Die Romantiker wollten dadurch, daß sie nicht empfundene Leidenschaft heuchelten, Leidenschaft in den Stil und die Farbe bringen: aber sie ist weder in der Malerei noch in den Charakteren. Daher ist alles bei ihnen übertrieben. Kein Gleichgewicht: sie haben nicht die Wahrheit, die sie vortäuschen. Die ganze romantische Sünde liegt darin,

und es gibt keine andere. Erst in Baudelaire stellt sich das Gleichgewicht zwischen Form und innerer Welt wieder her.

In den romantischesten Werken der Zeit wirkt Stendhal ganz als Klassiker, denn Julien Sorel hat, ganz wie König Lear, die Leidenschaften seines Stils und den wirklichen Stil seiner Leidenschaften.

Je mehr man Stendhal bewundert, desto intelligenter ist man.

Wenn Stendhal seinen Rang eingenommen haben wird, — das heißt den ersten seines Jahrhunderts und einen der ersten, nicht nur in Frankreich, sondern in ganz Europa, dann werden die Menschen endlich die Macht und die verführerischen Eigenschaften der Intelligenz im Dienste der Empfindung begriffen haben. Es handelt sich nicht darum, den Geist alles machen zu lassen und ihm einen willenlosen Helden auszuliefern: er führt Ulyß, er erhellt ihm den ganzen Weg; aber er reist und lebt nicht an seiner Stelle. Der Held, das ist die Leidenschaft. Das zeigt Stendhal überall, auch wo er es nicht sagt.

*

ZWEI ERZÄHLUNGEN AUS DEM „BORN JUDAS“

DER GESEGNETE ORT

Die Stätte, auf der nachmals der Tempel zu Jerusalem von Salomo erbaut worden ist, gehörte in grauer Vorzeit zwei leiblichen Brüdern, die den Acker von ihren Vätern geerbt

hatten. Von den Brüdern war der eine unbeweibt, der andre aber hatte eine Frau und Kinder. Sie wohnten in einem Hause und lebten miteinander in friedlicher Gemeinschaft; sie bauten das Feld im Schweiße ihres Angesichtes und waren ein jeder mit seinem Teil zufrieden.
Einmal, zur Zeit der Weizenernte, banden sie Garben im Felde und schichteten sie zu zwei gleichen Haufen auf. Des einen Haufe war ebenso groß wie der des andern. In der Nacht darauf lag der ledige Bruder in seiner Kammer und dachte bei sich: Ich bin allein und brauche mein Brot mit niemand zu teilen. Warum soll mein Anteil an dem Ertrag des Ackers ebenso groß sein wie der meines Bruders? Und er stand leise auf, schlich sich wie ein Dieb an seinen Haufen heran, nahm mehrere Bündel davon und tat sie auf den Haufen seines Bruders. Der Bruder wiederum schlief gleichfalls nicht und sprach zu seiner Frau: Es ist nicht recht, daß wir das Getreide in zwei gleiche Hälften teilen und die eine uns, die andre meinem Bruder zuweisen. Ist doch mein Los in allem besser als das seinige. Mir hat Gott ein Weib und Kinder gegeben, mein Bruder aber führt ein einsames Leben, und seine einzige Freude ist das Einsammeln des Getreides. Wir wollen uns aufmachen und im stillen von unsern Garben auf seinen Haufen legen. Und sie taten so. Des Morgens aber wunderte sich ein jeder von den Brüdern, daß die Haufen wie früher gleich waren. Sie fuhren auch in den folgenden Nächten fort, dasselbe zu tun; sie sahen aber jeden Morgen, daß keiner von den Haufen größer geworden war. Da beschloß ein jeder, der Sache nachzugehen. Als sie in der Nacht darauf ihr Werk verrichteten, begegneten sie einander mit den Garben in der

Hand. Nun wurde ihnen beiden das Geheimnis offenbar, und sie umarmten und küßten einander. Ein jeder von ihnen pries Gott, daß er ihm solch einen guten Bruder gegeben hatte.
Der Ort aber, wo die beiden Brüder miteinander so edelmütig verfahren waren, ward ein gesegneter Ort, und Israel wählte ihn, um hier das Haus Gottes zu errichten.

DIE FROMME WÄSCHERIN

Einst lebte in Jerusalem eine rechtschaffene Frau, die hatte ihren Mann und ihre Kinder verloren und ernährte sich redlich durch ihrer Hände Arbeit. Sie wusch die Kleider andrer Leute, darunter auch die des Mannes, der die Gruft des Königs David, Friede sei mit ihm, zu bewachen hatte.
Eines Tages brachte sie dem Wächter seine Kleider wieder, frisch gewaschen und weiß wie Schnee. Da sprach er zu ihr: Du bist ein braves und verständiges Weib. Meine Seele lechzt danach, dir eine besondre Freude zu bereiten. Dich verlangt es doch wohl, das Gewölbe zu sehen, in dem der König David ruht. Dieses hat bislang kein Judäer geschaut. Die Wäscherin erwiderte: O, könnte ich dieser Gnade teilhaftig werden! Da sprach der Wächter: So mach dich auf und folge mir! Und er schritt ihr voran, bis er zu einer Pforte kam, die zu einem unterirdischen Gang führte. Diese machte er auf und sagte zu dem Weibe: Tritt ein! Kaum aber hatte sie ihren Fuß über die Schwelle gesetzt, als der Nichtswürdige die Pforte zuschlug und sie allein im Finstern zurückließ. Er säumte nicht, rannte rasch zum Kadi und hinterbrachte ihm, daß ein judäisches Weib die

Dreistigkeit gehabt hätte, sich im geheimen in die Gruft des Propheten David zu schleichen, und daß er, sobald er das gemerkt, die Tür hinter ihr zugeworfen hätte, damit sie gefaßt und verurteilt würde. Als der Kadi das vernahm, geriet er in Zorn und rief: Beim Propheten, die Frau hat ihr Leben verwirkt! Führt sie hinaus, und sie werde verbrannt!

Das unglückliche Weib hatte inzwischen begriffen, daß der Wächter sie hintergangen hatte und daß ihr Verderben drohte. Sie warf sich auf die Erde, erhob ihre Stimme und weinte bitterlich. Sie betete zu Gott, daß er sich ihrer erbarme und sie um seines Knechtes David willen aus der Falle befreie. Wie sie so betete, erhellte sich das Dunkel der Höhle, und sie erblickte einen weißhaarigen Mann mit einem leuchtenden Angesicht. Der Seltsame erfaßte die Hand des Weibes und führte sie durch verschlungene Gänge, bis er sie ins Freie gebracht hatte. Er sprach zu ihr: Heb deine Füße auf und suche eilends deine Wohnung zu erreichen! Dort angekommen, stelle dich sogleich an den Waschtrog und geh deiner Arbeit in der gewohnten Weise nach! Laß dir nichts von dem anmerken, was mit dir vorgefallen ist! Das rechtschaffene Weib wollte ihrem Retter Dank sagen, allein er entschwand ihren Augen und ward nicht mehr gesehen.

Währenddessen war der Kadi mit vielen Aufsehern vor dem Eingang der Grabeshöhle erschienen, um die Frevlerin zu ergreifen und sie auf den Scheiterhaufen zu schleppen. Sie stiegen in das Gewölbe und suchten es ab, konnten dort aber keine Seele finden. Da rief der Kadi zornig zu dem Wächter: Hast du uns zu deiner Belustigung hierher be-

schieden? Der Mann schwur beim Propheten, daß er nichts als die Wahrheit gesprochen hätte, und nannte auch den Namen der Wäscherin. Alsbald schickte der Kadi einige Diener nach der Wohnung der Schuldigen. Sie fanden sie aber vor dem Waschfaß stehen und das Leinen spülen. Da machten sie kehrt und erzählten, daß sie die Frau bei ihrer Arbeit angetroffen hätten. Hierauf wurde der Wächter ergriffen und selbst ins Feuer geworfen.

Die Frau aber verriet ihr Lebtag nichts von dem, was ihr in der Gruft widerfahren war. Auf dem Totenbett erst erzählte sie das Wunder.

Aus dem fünften Bande des „Born Judas“,
gesammelt von M. J. bin Gorion.

*

GEDICHT

VON MAX PULVER

Gräber sind mein Erbe,
Leer ist unser Haus.
Welk in seiner Scherbe
Hängt der letzte Strauß.
Heimat liegt verglommen
Drauß im Totenhain.
Nie wirds wiederkommen –
Ach, du bleibst allein.
Kniest du an dem Grabe,
Bannt kein Schrei das Einst.
Schmerz ist ihre Gabe –
Und du weinst und weinst.

Streift dich ihr Gedenken
Mit dem Sommerwind,
Laß sie dich durchtränken:
Denn sie sind und sind.

*

HAUS AM STROM

VON GEORG MUNK

Am linken Stromufer, halbwegs zwischen den beiden alten Bischofsstädten, liegt das Haus, dreiviertel einer Wegstunde entfernt von einem Marktflecken, der im Winkel zwischen Flußmündung und Strom sich breitet. Es ist von weither sichtbar; sei es, daß man stromauf- oder -abwärts gegangen kommt oder über das Wasser vom andern Ufer herschaut, immer setzt seine Wohlgestalt dem Blick ein Ziel. Mächtig hat es sich vor das Geheimnis eines tiefen dichten Gartens gelagert. Nebengebäude verschiedener Art und ungleichen Alters, an seine Seiten geschmiegt, bilden mit ihm den Abschluß des Geländes, das zwischen hohen Mauern bis zum Strom hinunterzieht.

Ein altes Vernehmen in der Familie deutet den Ursprung des Hauses auf einen Abt urferner Zeit zurück, der, schwankende Gestalt, Heiliger zugleich und Magier, noch im Volksgedenken lebt. Er habe, Haupt eines Klosters der Stadt im Westen, so verlautet, hier am Strom, in Waldessaum und Schilfgebüsch, ein Jagdhaus sich erbaut, um geheimes Trachten vor der scharfäugigen Welt zu bergen.

Wohl ist zu erkennen, daß in dem alten Haus, einem frucht-umhüllten Kern gleich, ein noch älterer Bau steckt. In einem Gewölbe neben der weiträumigen Küche zu ebener Erde etwa ist er zu vermuten, denn die Gestalt des kleinen Raums weist weithin über das Alter des Hauses zurück. In seiner Mitte strebt ein Brunnen tief ins Erdinnere, steingefaßt, kupferreifenüberspannt, Kindern aller Generationen grause Berückung.

Vor einem Menschenalter hat man im Unterbau der schwelgerisch schön aufsteigenden Treppe mit dem eisernen Blumengeländer ein verborgnes Gemach aus Frühzeit eröffnet, seine schlafenden Fensteraugen nach dem Garten wiedererweckt und unter den Steinplatten seines Bodens den Zugang zu einem tiefen Keller freigelegt, der den bis dahin bekannten unterwölbt.

Jedes Geschlecht hat hier Funde gemacht, Türen erschlossen, Wandverliese aufgetan, Urkunden entziffert, Erkenntnisse geschöpft und verloren.

Das Haus steigt drei Geschosse über die Erde gegen den Himmel und zwei in ihren Schoß hinunter. Das dritte und oberste steckt schon in der Dachkuppel, die mit weitem Schwung das Haus mächtig unter ihren Hut nimmt; über ihm liegen die Speicher in einem Wald noch gesunden Gebälks.

Als man, vor einem Jahrhundert etwa, in einem ebenerdigen Saal die Tür nach dem Garten verlegte und dabei die Stufen hob, wies sich, daß die unterste und flachste auf ihrer Rückseite ein Wappen trug. Es hatte einst die Stelle des Familienzeichens über dem Haupttor eingenommen und sagte außer dem Jahr der Erbauung in einer Inschrift aus, daß ein

Bischof das umfängliche Haus in seiner jetzigen Gestalt als sommerlichen Rastort sich errichtet hatte. Die Tafel ist neben der neuen Tür in die Hausmauer eingelassen.
Als Kind hatte Anna einen unvergessenen Sommer im Stromhaus verlebt. Damals hatte sie zuweilen die Inschrift wie einen drohend bedeutsamen Spruch zu enträtseln versucht. Aus den alten Zeichen verstand sie nun, was sie früher schon erahnt hatte: dies war kein Familienhaus, darin Lebende einen Bund gründen, in tiefen Nächten Kinder aus Mutterleibern steigen, ein Glied, sich in die Kette zu schmiegen, und in andern Nächten andre sich aus der Kette lösen und fortschleichen, indessen Herzen zucken und Tränen fallen.
Zur ebnen Erde liegen Gemächer, groß und weit wie Säle, mit dunklem Wandgetäfel und verblichnen Deckenbildern. Unverrückbare Schränke ragen wie Festungen in die Räume, schimmernde Kachelöfen liegen wie Burgen in den Ecken. Unendliche Reihen alter Bildnisse hängen an den Wänden; von den ältesten, Männer in Waffen- und Priesterröcken, ist ungewiß, ob sie der Familie angehören oder von frühern Bewohnern zurückgeblieben sind. Bildnisse füllen die Wände der Zimmer, die Vorhalle, ziehn das Treppenhaus hinauf, durch die Gänge bis ganz oben in die Dachstuben – ja, sie sind die eigentlichen Insassen des Hauses.
Die Räume des ersten Stockwerks sind geringer in den Ausmaßen als die des Erdgeschosses; es sind ihrer auch mehr. Manche liegen völlig abgesondert, eingerammt zwischen dicke Mauern, dem Eingang gegenüber das Fenster in seiner tiefen Nische. Aber selbst die miteinander verbundnen

scheinen abgesperrt – Scheu brütet auf allen Schwellen. Die gegen Süden liegen, sind vom Brausen des Stroms und vom Blätterrauschen des alten Gartens wie vom Spiel einer ewigen Orgel erfüllt, Glast von sonn- und mondbeschienenen Wellen erleuchtet sie; die aber nach Norden liegen, ruhen im Schatten der schwarzen Waldhügel, die den Blick grenzen.

Anna überlegte, daß, solang ihre Erinnerung reichte, ja solang die Erzählungen von Mutter und Großmutter in die Geschichte des Hauses schienen, es niemals so wie andre Landhäuser bewohnt gewesen war. Selten hatte ein Glied der Familie mit einer Kinderschar und Gesinde hier einen Sommer verbracht; aber die Einzelnen in allen Generationen, die am äußersten Umkreis hausten, die unvermählten alten Männer und Frauen, die müden Witwen, Verarmte, die der Sippe zur Last lebten, die waren in dem großen Haus hingewelkt und abgeschieden. Einmal hatte eine Wahnsinnige mit ihrer Pflegerin Jahrzehnte hier gewohnt, und einmal hatte man eine junge Tochter hier gefangengehalten in einer Stube unterm Dach; sie war geheim, wie sie gekommen war, fortgegangen und überm Meer verstorben.

Auf der Gartenseite im ersten Stockwerk liegen Onkel Thomas' Zimmer im gleichen Stand noch, wie Anna als Kind sie gekannt hat. Die Glasschränke aus Palisanderholz mit den erblindeten Spiegelwänden stehn in allen dreien, auch im Schlafzimmer, gefüllt mit Gläsern von allen Formen, nach geheimer Regel angeordnet. Niemand hat sie nach Thomas' Tode berührt, sachter Staub dämpft ihren Glanz. Die meisten stammen aus der Glashütte im Wald, Täfelchen melden zuweilen Jahrzahl und Schöpfer. Scharen

zaubrischer Gestalten, aus erstarrtem Tau, moorwasserfarbne, aus Rubin geschnittne, smaragdne, trübe, dunkel gleißende, mondgeborne, sturmgekräuselte; und noch ist ihre Kraft, daß sie die Frau bannen wie einst das Kind.
Dicht neben der Wohnung des Verstorbnen liegt ein längst ungenütztes Gemach. Ein großes Bett, gestaltet wie ein Kahn, steht inmitten, darüber hängt ein muschelförmiger Baldachin, grüne Seidengardinen umbauschen es. Schwanenhälse wölben sich als Stuhllehnen und Spiegelträger, die Tischplatte wird von Delphinen gestützt.
Jener Sonderling, von dem die Steinsammlung in der Halle herrührt, er war der Urgroßmutter Oheim, hat als alternder Mann, als keiner sichs mehr versah, ein fremdes junges Weib unbekannter Herkunft heimgeführt, zum Mißvergnügen seiner Anverwandten. Dies war die einzige Ehe, die hier im Hause begann. Nur ein Jahr hat sie gedauert. Aus diesem Zimmer ist die junge Frau im Wochenfieber, das Kindlein im Arm, die Treppe niedergestiegen und über den Mittelweg im Garten mit bloßen Füßen in den Strom gegangen. Die Fußtapfen im Sand wiesen ihren Verbleib und waren ihre letzte Spur. Alt und grau lebte der Mann noch eine Weile ins neue Jahrhundert, brach Steine aus den Felswänden, ordnete sie in Schränke. Abends saß er lang im Fenster des Lusthäuschens am Wasser.
Wie vieles andre hatte Anna als Kind dieses Begebnis von der Verwaltersfrau erfahren. Die Alte war in der Familiengeschichte bewandert gewesen; ihr Vater und ihr Großvater schon hatten den Besitz gehegt.
Den breiten Gang des ersten Stockwerks, auf den, zwischen mächtig gebauchten Schränken, Lehnstühlen, Truhen und

Steintischen, die vielen Türen sich öffneten, beschloß östlich ein breites Fenster, nach Westen eine Kapelle, in späterer Zeit in der Form eines fünfeckigen Erkers angebaut. Sie barg im kleinen Silberschrein einen Splitter des heiligen Kreuzes, den vor langen Jahren eine Frau des Hauses von einer Pilgerfahrt nach Jerusalem heimgeführt hatte.

Aus einem gleichnamigen Roman.

*

DAS SCHWEINCHEN
VON FELIX TIMMERMANS

„Vater," fragt Klärchen, „warum laufen die Schweinchen nackend herum?"

„Weil sie keine Haare haben", sagt Lieschen.

„Doch, sie haben Haare," sagt der Vater, „guck, hier ist eins, und da ist noch ein Haar, und ich glaube, hier auch noch eins."

„Das kann man kaum Haare nennen," sagt Lieschen, „das kommt vom zuviel Heringfressen."

Und wieder fragt Klärchen: „Warum läuft das Schweinchen nackend herum?"

„Und warum läuft es auf den Zehen?" fragt Lieschen.

„Und warum hat es Augen wie ein schreiender Täufling?"

„Und warum ist sein Schwänzchen wie eine Ringellocke?"

Und der Vater fabuliert:

„Als der liebe Gott die Tiere geschaffen hatte, waren sie noch alle nackend. Aber am selben Tag noch wollte er sie



mit Hilfe der Engel, jedes nach seiner Art und seinem Wesen, färben und kleiden. Alle standen brav und ordentlich in einer Reihe und warteten geduldig, bis sie dran kamen. Aber das Schwein, gefräßig von Anfang an, war aus der Reihe weggelaufen und, an der Erde hinschnüffelnd, in den Wald geraten, wo es anfing zu schmausen und zu schmatzen an zarten, saftigen Wurzeln. Und als es gut gegessen hatte, legte es sich vor Behagen auf den Rücken und schlief ein, seine vier Beine in der Luft.

Erst als die Sonne unterging, wurde es wach und erinnerte sich plötzlich an das Bekleiden der Tiere. In aller Geschwindigkeit rannte es nach dem Platz, wo das vor sich ging. Und es kamen ihm viele Tiere entgegen, schön angezogen und bemalt, alle verschieden und jedes für sich kenntlich.

Das Schaf trug ein weißes Hemdchen aus krauser Wolle, der Esel hatte einen grauen Kittel an und auf dem Rücken ein braunes Kreuz gemalt, weil er später den lieben Heiland nach Jerusalem tragen sollte. Der Löwe war bekleidet mit einer Mähne wie ein Palmbaum, die Kuh war weiß und braun gefleckt, der Tiger regelmäßig gestreift auf beiden Seiten, rechts und links ganz gleich. Sogar der Frosch, der sich nicht entschließen konnte, ob er in oder außer dem Wasser leben wollte, hatte ein knapp um die Glieder sitzendes Gummimäntelchen an, das mit allerlei sonderbaren Figuren bemalt war. Der Hund hatte Haare, je nach Wahl, der eine kurz, der andere lang. Die Ziege trug ein Bärtchen wie ein Stadtschreiber, und der Hahn hatte so viele schöne Federn, daß er gar nicht wußte wohin damit, und deshalb die längsten am Ende seines Rückens trug; und die Vögel,

all die Vögel, so schön kann man gar nicht träumen, so schön, wie die angezogen waren!
Das Schwein machte lange Beine, um auch so ein schönes Kleid zu kriegen. Außer Atem kam es auf dem verlassenen Platz an.
Aber ach, wie erschrak der liebe Gott, als er das Schwein da nackend herangetrabt kommen sah! Denn er saß gerade schon mit seinen Engeln auf einer Wolke, um zurück in den Himmel zu segeln, und der Farbenkasten war alle, ganz und gar alle, und die Stoffkiste so leer wie ein Lampenglas.
Er schlug die Hände zusammen. Was nun anfangen!
„Du kommst zu spät", sagte der liebe Gott zu dem Schweinchen. „Sieh hier den Farbenkasten! nicht mal mit dem Vergrößerungsglas findest du noch ein Tröpfchen, sogar die Pinsel haben wir im Graben ausgewaschen, und der ganze Stoff ist verbraucht! Ach, nun läufst du allein nackend herum! Schweinchen, Schweinchen, warum bist du auch aus der Reihe gelaufen!" Ein Engel stemmte schon die Schulter unter die Wolke, um sie in Bewegung zu setzen, aber das Schwein fing an zu heulen und zu quieken, zu quieken, heiliger Petrus! so jämmerlich, daß sein Rüssel ganz lang wurde und man die Augen nicht mehr sah. Der liebe Gott wurde kreideweiß. Er hätte so gern dem Schweinchen geholfen, besonders weil es nun auf einmal so häßlich geworden war. Da stand er und wühlte mit den Händen in seinen goldenen Haaren.
Und das Schweinchen schrie immerfort: „Ich bin nackend, ich allein bin nackend! Und nicht eine einzige Verzierung, nicht ein einziges kleines Ornament am Leibe! Und ich

wär schon mit so wenig zufrieden!“ Aber dem lieben Gott schaffte all das Geheule weder Farben noch Stoff herbei. Vor Kummer wand sich der liebe Gott die Haare um die Finger, und da blieb eine schöne Korkenzieherlocke hängen. Da fiel ihm das traurige schlappe Schwänzchen des Schweines in die Augen, und ein herrlicher Gedanke schoß in ihm auf.

„Komm mal her!“ sagte er, nahm die Brennschere, mit der er das Schaf und andere Tiere onduliert hatte, und erhitzte sie an dem ersten Stern, der an dem blauen Himmel aufblühte, und brachte das schlaffe Schwänzchen in ein zierliches und dauerhaftes Ringellöckchen.

„Mehr kann ich nicht tun,“ sagte der liebe Gott, „ich kann doch deine Beine nicht zu Löckchen brennen!“

Und das Schwein sah sich um nach seinem Schwänzchen und fand es so schön, daß es vor Freude grunzte, und es war so stolz darauf und tat sich damit so dick, daß es von nun an auf den Zehen ging, wie ein reiches Dämchen mit einem neuen Hut.

Aus dem Buch „Das Licht in der Laterne“,
Erzählungen von Felix Timmermans.

*

ÄGINA

VON THEODOR DÄUBLER

MEIN silberhelles Ägina, in deine Berge,
Wo sacht im Seewind stiller Ölbaum schillert,
Sind Perlmutterwölkchen traut verliebt:
Auch Ziegeninslein, wo der goldne Ginster glüht,



Peter Vischer der Ältere: Der Astbrecher. Erzguß

Umschwärmen dich, o Eiland Aphrodites,
Und senden sehnsuchtsgoldne Boote deinem Hafen;
Delphine aber schickt ein breiterbraustes Meer
Um Klippen vor den Buchten lodernder Zypressen.

Liebe, die ich nimmer fand, mein Hellas,
Kann das Herz um Wind und Wolken schwenken:
Wogen kommen bei geborstner Säule
Unsers Heiligtumes großer Göttin
Her zu mir, in glanzbekränzten Kreisen:
Wie als Kind im Sand des Heimatstrandes
Frage ich die balgenden Gespielen
Aus der Flut um unsre tiefste Freude.

Besiegter Tor, du seist ergreist!
Ruft, was in mir aus Liebe jubelt,
Weil Jugend sich um Urgenuß bestürmt.
Dort liegt Trözen. Die veilchenblauen Höhen
Der Burg, wo sich Hippolytos bewehrte,
Da er zu Artemis die Seele heil gewandt,
Umschmeichelt Aphrodites Holdgewölk
Nun bald als himmlisch schwebendes Gebirge,
Das Tal mit raschen Schatten zu umfinstern,
Als gälte es verfrühter Nacht, beim Raub der Liebe.

Verschwärmter Mensch, wie furchtsam hast du,
Ein Jüngling schon, das Lied allein
Gefreit, um dein Gedicht geworben:
Was tust du, Ungestümer, nun um Huld?



Ägina, auf deinen Bergen eine Wolke,
Vom Wind verlangt, wirft sich hinab und schwindet.
Das war Aphaia, deiner Halde keusche Maid.
Die Holde hat sich minnig Minos
Zu keiner Gunst auf Kreta eingeholt:
Urunerkannt ist sie geblieben. Fischer fanden
Die Nackte: aus den Maschen ihrer Netze
Ward bald die Zappelnde befreit, gebracht
Nach Ägina die Göttliche: wo sie, verehrt
Vom alten Volk, dem Eiland Anmut gab.
Verlassen ist ihr marmorner Altar,
Doch Wolken stürzen ohne Hoffnung
Sich noch bei Sturm ins große, offne Blau.

Warum, Hellenen, habt ihr Glut ums Leid bekannt?
Im Blut der Wehmut Wunderblume uns verkündet?
Ein Wildfang war ich wohl: ich habe aus Verwünschung
Uns beide, meine wache Seele – dich in Hast –
Nicht mehr erfaßt, verwundet doch: sind wir entzweit?
Erblaßte mir: hast du mich drum verflucht?
In mir ist Wirrung nun, Unhaschbarkeit, Vergehen:
In holder Wolken sonnengoldigem Verflocken,
O Ägina, erblick ich noch Verlorenheit
Von mir – dort auf den frohumblauten Höhen.

*

DER KÜNSTLERISCHE CHARAKTER
VON KARL SCHEFFLER

NICHTS schätzen die Menschen mehr als den künstlerischen Charakter, wenn der Künstler tot ist und seine Werke

abgelöst vom Zeitinteresse betrachtet werden können; nichts ärgert sie mehr als der künstlerische Charakter, wenn er sich in ihrer Mitte manifestiert. Er verleiht den Kunstwerken recht eigentlich Unsterblichkeit. Was einst unsterblich wird, verdrießt jedoch die Mitlebenden – weil es sie unsicher macht und beschämt. Ist das Unsterbliche historisch geworden, so kann es nicht mehr beschämen, der Künstler ist dann gewissermaßen zu den Heiligen eingegangen, sein Werk hat etwas Erlösendes, weil es das Absolute vermittelt. Solange der Künstler aber lebt, verführen ihn beständig die Zeitgenossen kleineren Wuchses, gegen seinen künstlerischen Charakter zu sündigen und für den Nachruhm den Tagesruhm einzutauschen. Es gehört zu dem Wesen des künstlerischen Charakters, diesen Verführungen zu widerstehen, täglich und lebenslang.

Eine Antwort auf die Frage, was das Wesen des künstlerischen Charakters sei, läßt sich mit dem Bibelwort geben: Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen! Gott mehr gehorchen, das heißt in diesem Fall: die Bedingtheit alles dessen einsehen, was den bürgerlichen Charakter ausmacht. Fast alles, was dieser erstrebt, gipfelt in einem Verzichten, Unterlassen, Sichbeschränken, Sichüberwinden und Sichdisziplinieren, seine Tugenden sind im wesentlichen negativ; der künstlerische Charakter dagegen fordert, daß den starken Trieben, den Konventionen zum Trotz, nachgegeben wird, daß nicht Schleusen geschlossen, sondern geöffnet werden, daß das Elementare in Erscheinung tritt; seine Tugenden sind gestaltend und schöpferisch. Der bürgerliche Charakter verleiht Moral, der künstlerische umkleidet seine Träger mit einem moralinfreien Ethos. Der

Künstler muß sich nicht selten mit seinem bürgerlichen Charakter in Widerspruch setzen, wenn er sich im höheren Sinn treu bleiben will, er muß wissen, daß sein Unbewußtes unter Umständen klüger ist als sein Bewußtsein. Zum Schaffen gehört eine Naivität, die der bürgerliche Charakter nicht kennt; es gehört dazu eine unbedingte Unvoreingenommenheit. Der Künstler konstatiert das Leben, wie es wirklich ist, nicht wie die Mehrzahl der Menschen es in sozialem Utilitarismus zu sehen glaubt, es zu sehen sich und anderen vorgibt.
Es ist schwer, zu wissen, was man empfindet, denn es drängt sich immer viel Konventionelles, Erwünschtes, Feiges, Lügendes mit ins Bewußtsein. Diesem Zudrang wehren zu können, das ist wiederum ein Merkmal des künstlerischen Charakters. Ein anderes Merkmal ist das Walten eines Egoismus, der alles dem Werk opfert, ein Ehrgeiz der Leistung, der den Ehrgeiz des Erfolges vollkommen auffrißt. Wer es sich zu leicht macht, sündigt gegen den künstlerischen Charakter; wer es sich zu schwer macht, kann jedoch in gleicher Weise sündigen. Der begabte schwedische Maler Anders Zorn ist ein Beispiel, wie Schnellfertigkeit den Künstler am Letzten verhindert; Adolf Menzel ist ein fast tragisches Beispiel, daß eine zu weit getriebene Selbstzucht die natürlichen Kräfte lähmen kann. Zu wissen, wann das Unbewußte sich drängend offenbart, und daß darin die Natur spricht, sich in einem höheren Sinne selber treu zu sein, und sei es auf Kosten des bürgerlichen Begriffs von Treue: das ist künstlerischer Charakter. Jeder Künstler steht, wenn er schafft, ein wenig wie Christus vor Pilatus. Er darf die Dornenkrone nicht scheuen; darf sie

aber auch nicht eitel herbeisehnen. Sein Charakter besteht darin, eine Mission zu haben, etwas zu sagen, das kein anderer so sagen könnte, und diese Mission zu erfüllen, geschehe was da wolle. Dem Bürger müssen die Impulse des Künstlers oft töricht, wie Willkür und Eigensinn erscheinen, er begreift nicht das Element der Selbstvernichtung, ihn empört die schöne naive Schamlosigkeit. Der Bürger meint mit seinem Charakter immer die Gesellschaft, ihr fühlt er sich verantwortlich; der Künstler meint vor allem die Natur, die äußere und die dem Gesellschaftlichen nicht erreichbare in seinem Innern, er fühlt sich dem Weltgeist verantwortlich. Gehorsam zu sein bis zur Selbstaufopferung, wenn „es“ in Herz und Hirn wirkt und schafft, das ist die höhere, der Moral weit überlegene und unendlich schwer zu realisierende, weil auf Schritt und Tritt angefochtene Ethik des künstlerischen Charakters.

Werke der Künstler lassen sich nach dem Grade werten, wie sich der künstlerische Charakter darin manifestiert. Und es läßt sich nachweisen, daß verschiedene Völker den künstlerischen Charakter keineswegs mit denselben geistigen Kräften verbinden. Von den Deutschen zum Beispiel läßt sich sagen, daß sie in der Musik viel künstlerischen Charakter haben, in den bildenden Künsten jedoch wenig. Was der Münchener Malerei als Ganzes mit Recht vorgeworfen wird: ihre Ateliergesinnung, ihre dekorative Oberflächlichkeit, ist letzten Endes ein stereotyp gewordener Mangel an künstlerischem Charakter. Was in den Bildern der Nazarener und der Deutschrömer Ideologie und Kulturehrgeiz verdorben hat, geht auf dasselbe Konto. In der modernen deutschen Baukunst hat künstlerische

Charakterlosigkeit es verschuldet, daß unsere Großstädte ein Graus sind, daß wir wie Narren allen historischen Stilen dilettierend nachgelaufen sind. Und doch waren die Baumeister, die uns dieses angetan haben, im bürgerlichen Leben zweifellos Charaktere. Auf der anderen Seite stehen unsere Meister der Musik wie Heroen künstlerischer Charakterkraft da. Nichts hat sie abzulenken vermocht von der unbedingtesten Ehrlichkeit und Wahrheit des Gefühls. Selbst auf ihre Epigonen noch fällt ein Strahl dieses hohen Ethos – des höchsten, dessen die Menschen fähig sind. Denn es ist dasselbe Ethos, das Heilige und Helden macht, das – nur mit verschiedenen Zielen – überall wirksam ist, wo Großes gewollt und vollbracht wird: in der Religion, der Wissenschaft und der Politik wie in der Kunst. Der Charakter Napoleons war ein künstlerischer Charakter.

Es entsteht die Frage, ob sich den Mängeln des künstlerischen Charakters mit dem Willen abhelfen läßt, ob er gewollt und erworben werden kann. Die Antwort muß lauten: nein. Der künstlerische Charakter ist angeboren und kann dann nur rein erhalten werden. Er ist ein Bestandteil des Talents, er ist das Talent selbst. Wo er unzulänglich ist, da ist es auch das Talent. Das Genie hat ihn von Natur. Sonst wäre es unerklärlich, warum er in der deutschen Musik so häufig angetroffen wird und in unseren bildenden Künsten so selten. Das künstlerisch im höchsten Sinne nicht charaktervolle Talent wendet sich instinktiv direkt an das Publikum, das heißt an die Menge derer, die das Künstlerische vom bürgerlichen Charakter aus beurteilen, die im Kunstwerk das Moralische oder, wenn die Vorzeichen umgekehrt werden, das Unmoralische schätzen

und die mehr auf den Stoff sehen als auf die Form, mehr auf das Was als auf das Wie, mehr auf Gesinnung als auf Gestaltung. Es ist natürlich nicht so, daß ein talentarmer Künstler mit Bewußtsein den Publikumserfolg will. Er erreicht ihn kraft seiner Instinkte, er kann gar nicht anders, als ihn erstreben; er kann so wenig gut malen oder modellieren, wie das große Talent nicht imstande ist, schlecht zu malen oder zu modellieren, sondern höchstens besser oder schlechter. Es gilt das Wort, daß es gar nicht so leicht ist, schlechte Bilder zu malen, wenn man Talent hat. Der künstlerische Charakter setzt sich immer irgendwie durch, weil er eine Naturkraft ist; er kann nicht zweckvoll denken, weil er von Natur das Zweckfreie will. Diese Zweckfreiheit ist es, die der nach allen Seiten an das Zweckhafte gefesselte Mensch nicht versteht, wenn sie neben ihm erscheint, die er aber verklärt und auf Grund deren er den großen Künstler zum Helden und Heiligen erhebt, wenn er sie aus der Entfernung als unmittelbar Unbeteiligter anschaut. Das ist die poetische Gerechtigkeit der Geschichte.

Oft und viel ist über den Zusammenhang von Kunst und Charakter gesprochen und geschrieben worden. Die einen leugnen jeden Zusammenhang, die anderen glauben fest daran. Die Wahrheit ist, daß die Kunst, wie alles höhere geistige Denken und Handeln, wohl mit dem bürgerlichen Charakter zusammenhängt, daß Eigenschaften der Disziplin, Konsequenz, Ehrlichkeit, des Fleißes und der Geduld sowohl den bürgerlichen wie den künstlerischen Charakter zieren, daß solche Eigenschaften den Künstler zweifellos fördern und seinem Werke zugute kommen, daß diesen

Förderungen aber auch gefährliche Hemmungen gegenüberstehen, daß die Kunst in den ganz entscheidenden Fragen wenig mit dem bürgerlichen, alles jedoch mit dem künstlerischen Charakter zu tun hat.

*

GEDANKE UND GESTALT

SECHS EPIGRAMME VON ALBRECHT SCHAEFFER

1

Als ich jung war, sucht ich vergebens das Ganze zu fassen,
Und das Einzelne welkt' oder zerbröckelte mir.
Nun ich älter geworden, gelingt ein Einzelnes öfters,
Das beschenkt mich aus sich mit dem Ganzen zugleich.
Hand des Knaben, du möchtest das All umspannen? — Doch wer den
Tau zu fassen gelernt, hält die Kugel der Welt.

2

Zweifler an Allem, dem Alles zerscherbt — nun siehe, da stehst du
Heil aber heillos da in der zertrümmerten Welt. —
Glaube an Alles und nur an dich nicht! Immer dann füllt dein
Tief einsaugendes Herz sich mit heilender Welt.

3

In das Unendliche fuhrst du zu hundert Malen und fandest
Immer am Ende nur dich mit dem verendeten Traum?

Bliebest du doch wie die Blume am Ort, nur warm und nur offen,
Das Unendliche zart bildet' als Tau sich in dir.

4

Als du pochtest mit Brunst an alle Pforten, so blieben
Alle verschlossen und stumm. Seit du in dich gekehrt,
Aber voll Liebe bist, so sprangen die Pforten und sandten
Innige Wesen dir zu, alle voll Sehnsucht nach dir.

5

EINER SCHWÄRMERIN

Jeden Morgen von neuem ertränkst du dich in dem Meer der
Liebe, und selig ersäuft treibst du als Leiche am Tag.
Fülltest du morgendlich dir nur einen Becher des Herzens,
Taglang Leben und Kraft strömten die Hände dir aus;
Schliefest du wie ein Leichnam die Nacht, ein selig entseelter,
Auferstündest du dann: Tod und Leben – ein Tag.

6

HEILIGE ZEIT

Aber die Liebende kennt nicht Regel und Vorsatz; in ihr wird
Reif die süße Natur, wo sie gebettet ihr Herz.
Leben und Tod sind ihr die Fittiche, sicher zu schweben,
Ein geflügeltes Herz durch die heilige Zeit.

*

GULLIVERS
REISE NACH GLUBBDUBDRIB
VON JONATHAN SWIFT

Glubbdubdrib bedeutet, soweit ich das Wort auslegen kann, die Insel der Zauberer oder Magier. Sie ist ungefähr ein Drittel so groß wie die Insel Wight und außerordentlich fruchtbar; beherrscht wird sie vom Oberhaupt eines Stammes, der ganz aus Magiern besteht. Dieser Stamm heiratet nur unter sich, und der jeweilige Stammesälteste ist stets Fürst oder Statthalter. Er hat einen vornehmen Palast und einen Park von etwa zwölftausend Ruten, umgeben von einer zwanzig Fuß hohen Mauer aus Haustein. In diesem Parke befinden sich verschiedene kleine Umhegungen für Vieh, Korn und Gartenbau.

Der Statthalter und seine Sippe werden von einer etwas ungewöhnlichen Art von Dienern umgeben und bedient. Durch seine Geschicklichkeit im Zaubern besitzt er die Macht, jeden, den er will, von den Toten heraufzurufen und für vierundzwanzig Stunden seine Dienste zu fordern, aber nicht länger; und er kann ein und dieselbe Persönlichkeit auch nicht in weniger als drei Monaten wieder heraufkommen lassen, ausgenommen bei ganz besonderen Anlässen.

Bei unserer Ankunft auf der Insel, die etwa um elf Uhr morgens stattfand, ging einer der mich begleitenden Herren zum Statthalter und bat um Zutritt für einen Fremden, der mit der Absicht käme, sich die Ehre zu geben, Seiner Hoheit aufzuwarten. Dieser wurde sofort bewilligt, und wir betraten alle drei den Palast zwischen zwei Reihen von in

sehr altertümlicher Weise bewaffneten und gekleideten Wachen, die auch in ihrem Gesichtsausdruck etwas hatten, was mir vor unaussprechlicher Angst eine wahre Gänsehaut beibrachte. Wir gingen durch verschiedene Zimmer, zwischen beiderseits aufgestellten Bedienten der gleichen Art hindurch, bis wir in den Empfangsraum kamen, wo wir uns nach drei tiefen Verbeugungen und ein paar allgemeinen Fragen neben der untersten Stufe des Thrones Seiner Hoheit auf drei Stühle setzen durften. Er verstand die Sprache von Balnibarbi, obwohl sie von der dieser Insel verschieden war. Er bat mich, ihm über meine Reisen Bericht zu erstatten; und um mir zu zeigen, ich solle ohne alle steifen Förmlichkeiten behandelt werden, entließ er seine sämtlichen Begleiter durch eine Drehung seines Fingers; worauf sie zu meinem größten Erstaunen augenblicklich wie Traumbilder bei plötzlichem Erwachen verschwanden. Ich konnte mich eine Zeitlang gar nicht erholen, bis der Statthalter mir versicherte, „es würde mir nichts geschehen"; und als ich bemerkte, daß meine beiden Begleiter, die er schon oft auf diese Weise unterhalten hatte, kein Zeichen von Angst erkennen ließen, begann ich Mut zu fassen und gab Seiner Hoheit eine kurze Geschichte meiner verschiedenen Abenteuer, jedoch nicht ohne ein gewisses Zaudern und häufige Blicke nach der Stelle, wo ich diese Hausgeister bemerkt hatte. Ich hatte die Ehre, mit dem Statthalter zu speisen, wobei eine neue Schar von Geistern die Gerichte auftrug und bei Tafel aufwartete. Jetzt aber fühlte ich mich weniger erschreckt als am Morgen. Ich blieb bis Sonnenuntergang, bat aber Seine Hoheit um Entschuldigung, wenn ich seine Einladung, im Palaste zu

wohnen, nicht annähme. Meine beiden Freunde und ich lagen in einem Privathause in der nahe liegenden Stadt, der Hauptstadt der Insel; und am nächsten Morgen gingen wir wieder hin, um dem Statthalter unsere Aufwartung zu machen, da er geruhte, uns holen zu lassen.
Auf diese Weise verblieben wir zehn Tage auf der Insel, den längsten Teil jedes Tages beim Statthalter und nachts in unserer Herberge. Ich hatte mich bald so an den Anblick von Geistern gewöhnt, daß sie nach dem dritten oder vierten Male gar keinen Eindruck mehr auf mich machten; oder falls noch einige Befürchtungen zurückgeblieben waren, so gewann meine Neugierde doch die Oberhand. Denn Seine Hoheit der Statthalter gaben mir auf, „jede beliebige Person, die mir einfiele, bei Namen zu nennen, oder soviele ich wünschte, unter allen Toten von Anbeginn der Welt an bis zum gegenwärtigen Augenblick, und ihnen zu befehlen, mir jede Frage zu beantworten, die ich für passend hielte zu stellen; nur unter der einen Bedingung, daß meine Fragen sich auf die Zeit beschränken müßten, zu der sie gelebt hätten. Und auf eines könnte ich mich verlassen, daß sie mir nämlich ganz gewiß die Wahrheit sagen würden, denn Lügen sei eine für die Unterwelt nutzlose Anlage."
Ich sprach Seiner Hoheit meinen ergebensten Dank für eine so große Gunst aus. Wir befanden uns in einem Raume, von dem aus man einen hübschen Überblick über den Park hatte. Und da ich mich zunächst geneigt fühlte, mich an Aufzügen voller Prunk und Pracht zu ergötzen, so wünschte ich Alexander den Großen an der Spitze seines Heeres grade nach der Schlacht bei Arbela zu sehen; dieser erschien auch

sofort auf eine Fingerbewegung des Statthalters in einem weiten Felde unter dem Fenster, an dem wir standen. Alexander wurde in das Zimmer hinaufgerufen; sein Griechisch konnte ich nur mit großer Schwierigkeit verstehen und erinnerte mich auch nur wenig des meinigen. Er versicherte mir auf Ehrenwort, „er sei nicht vergiftet worden, sondern sei an einem bösartigen Fieber infolge zu unmäßigen Trinkens gestorben."
Dann sah ich Hannibal über die Alpen ziehen, der mir erzählte, „er habe keinen Tropfen Essig mehr im Lager."
Ich sah Cäsar und Pompejus an der Spitze ihrer Truppen grade vor der Schlacht. Den ersteren sah ich bei seinem letzten großen Triumphzuge. Ich wünschte, der Senat von Rom möchte in einem weiten Raume vor mir erscheinen, und eine neuzeitliche Vertreterversammlung als Gegenstück in einem anderen. Der erstere kam uns vor wie eine Versammlung von Helden und Halbgöttern, die andere wie ein Haufen von Hausierern, Taschendieben, Straßenräubern und Rauhbeinen.
Auf meine Bitte gab der Statthalter Cäsar und Brutus ein Zeichen, zu uns zu kommen. Beim Anblicke Brutus' wurde ich von tiefer Verehrung erfaßt und konnte leicht die höchste Tugend, größte Unerschrockenheit und Geistesstärke, wahrhaftigste Vaterlandsliebe und allgemeines Wohlwollen in jedem Zuge seines Gesichtes erkennen. Mit großem Vergnügen bemerkte ich, in wie gutem Einvernehmen diese beiden Männer miteinander standen; und Cäsar gab mir aus freien Stücken zu, „die größten Handlungen seines Lebens kämen bei weitem nicht an Ruhm seiner Vernichtung gleich." Ich hatte die Ehre einer langen

Unterhaltung mit Brutus und ließ mir sagen, „sein Vorfahr Junius, Sokrates, Epaminondas, der jüngere Cato, Sir Thomas Moore und er selbst wären beständig zusammen"; sechs Männer, denen alle Weltalter nicht einen siebenten an die Seite stellen können.

Es würde langweilig sein, wollte ich den Leser mit einer Aufzählung aller der berühmten Männer ermüden, die aufgerufen wurden, um meinen unersättlichen Durst zu befriedigen, die Welt in jedem Zeitabschnitte des Altertums vor mir dargestellt zu sehen. Ich erlabte meine Augen hauptsächlich am Anblick von Vernichtern von Gewaltherrschern und Thronräubern und an Wiederaufrichtern der Freiheit unterdrückter und unrecht behandelter Völker. Aber es ist ganz unmöglich, die Befriedigung zu schildern, die ich nach einer solchen Darbietung im Geiste empfand, als daß ich sie zu einer passenden Unterhaltung für den Leser machen könnte.

In meiner Begierde, auch diejenigen Alten zu sehen, die vor allem berühmt waren wegen ihres Witzes und ihrer Gelehrsamkeit, setzte ich einen besonderen Tag hierfür an. Ich schlug vor, Homer und Aristoteles möchten an der Spitze aller ihrer Ausleger erscheinen; aber diese waren so zahlreich, daß ein paar hundert gezwungen waren, im Hofe und in den äußeren Räumen des Palastes zu warten. Ich erkannte diese beiden Helden auf den ersten Blick, so daß ich sie nicht nur von der Menge, sondern auch voneinander unterschied. Homer war der Größere und Schönere von beiden, ging sehr aufrecht für jemand seines Alters, und seine Augen waren die lebhaftesten und durchdringendsten, die ich jemals gesehen habe. Aristoteles ging sehr gebückt

und brauchte einen Stab. Sein Gesicht war mager, sein Haar geschmeidig und dünn, und seine Stimme klang hohl. Ich merkte bald, daß beide dem Rest der Gesellschaft vollkommen fremd waren und sie weder jemals gesehen noch etwas von ihnen gehört hatten; und ein Geist, der ungenannt bleiben soll, flüsterte mir zu, „diese Ausleger hielten sich stets von ihren Urbildern in der Unterwelt infolge ihres Schuldbewußtseins und ihrer Scham möglichst weit entfernt, weil sie die Absichten dieser Verfasser der Nachwelt so scheußlich entstellt wiedergegeben hätten." Ich stellte Homer Didymus und Eustatius vor und vermochte so viel über ihn, daß er sie vielleicht besser behandelte, als sie verdienten, denn er fand bald heraus, sie ermangelten des Geistes, um in das Wesen eines Dichters einzudringen. Aristoteles aber verlor seine Geduld völlig, als ich ihm von Scotus und Ramus berichtete, während ich sie ihm vorstellte; und er fragte sie, „ob der Rest ihrer Gilde ebensolche Schafsköpfe wären wie sie selber?"
Dann bat ich den Statthalter, Descartes und Gassendi heraufzurufen, und brachte sie dazu, Aristoteles ihre Systeme zu erklären. Der große Naturforscher gab seine eigenen Irrtümer auf naturgeschichtlichem Gebiete freimütig zu, weil er in vielen Fällen nur auf Mutmaßungen hin hätte vorgehen können, wie alle Menschen es müssen; und er fand, Gassendi, der die Lehre Epikurs so schmackhaft gemacht hatte, wie er nur konnte, und die Wirbel Descartes' müßten beide in die Luft fliegen. Der Anziehungskraft, die unsere gegenwärtigen Gelehrten so eifrig verfechten, sagte er dasselbe Schicksal voraus. Er meinte, „neue Systeme in der Natur wären nur neue Moden, die sich mit jedem

Zeitalter änderten; und selbst diejenigen, die behaupteten, sie stellten sie nach mathematischen Grundsätzen dar, würden doch nur kurze Zeit in Blüte stehen und zu ihrer Zeit wieder außer Mode geraten."

Ich verbrachte fünf Tage in der Unterhaltung mit vielen anderen gelehrten Alten. Die meisten der römischen Kaiser sah ich. Ferner vermochte ich den Statthalter, Heliogabals Köche heraufzurufen, um uns ein Mahl anzurichten, aber sie konnten uns ihre Geschicklichkeit nicht recht zeigen, weil zu wenig Rohstoffe da waren. Ein Helot des Agesilaos machte uns eine spartanische Suppe, aber ich konnte keinen zweiten Löffel voll hinunterbringen.

Die beiden Herren, die mich nach der Insel begleitet hatten, mußten wegen eigener Angelegenheiten in drei Tagen zurück, und diese wandte ich an, um einige neuzeitliche Tote zu sehen, die in den letzten zwei- oder dreihundert Jahren die bedeutendsten Rollen in unseren oder anderen europäischen Ländern gespielt hatten; und da ich stets ein Bewunderer unserer alten vornehmen Familien gewesen war, bat ich den Statthalter, er möchte mir ein oder zwei Dutzend unserer Könige mit ihren Vorfahren heraufrufen, von etwa acht oder neun Geschlechterfolgen. Meine Enttäuschung jedoch war unerwartet und jammervoll. Denn anstatt einer langen Reihe mit königlichen Diademen sah ich in einem Geschlechte zwei Fiedler, drei zierliche Hofleute und einen italienischen Pfaffen. In einem anderen einen Bartscherer, einen Abt und zwei Kardinäle. Ich besitze eine zu hohe Verehrung für gekrönte Häupter, als daß ich länger bei einer so netten Geschichte verweilt hätte. Bei Grafen, Markgrafen, Herzögen, Earls und der-



Holzschnitt von Frans Masereel aus Verhaeren,
Der seltsame Handwerker

gleichen war ich dagegen nicht so feinfühlig. Und ich gestehe, es geschah nicht ganz ohne Vergnügen, als ich die besonderen Züge, durch die manche ihrer Sippen sich auszeichnen, bis zu ihren Urbildern zurückverfolgen konnte. Ich vermochte ganz deutlich zu entdecken, woher eine ihr langes Kinn herleitet, warum eine zweite durch zwei Geschlechter hindurch soviel Schufte aufwies und in zwei weiteren so viele Narren; warum eine dritte einen Knacks weg hatte und eine vierte nur aus Gaunern bestand; woher es kam, daß, wie Polydor Virgil von einem gewissen ganz, ganz großen Hause sagt: Nec vir fortis, nec femina casta da war, wie Grausamkeit, Falschheit und Feigheit zu Kennzeichen werden konnten, durch die gewisse Sippen sich ebenso auszeichnen wie durch ihre Wappen; wer zuerst die Blattern in ein edles Haus hineinbrachte, die sich mit ihren Skrofelgeschwülsten auf die Nachwelt fortgepflanzt haben. Ich vermochte mich auch über alles dies gar nicht zu wundern, als ich eine derartige Unterbrechung der Stammfolgen durch Pagen, Lakaien, Bediente, Kutscher, Wildhüter, Fiedler, Schauspieler, Kapitäne und Taschendiebe erblickte.

Oft hatte ich von großen Dienstleistungen für Fürsten und Staaten gelesen und wünschte nun die Leute zu sehen, durch die diese Dienste wirklich verrichtet worden waren. Auf eine Umfrage wurde mir mitgeteilt, „ihre Namen ständen in keinem Bericht, ausgenommen die einiger weniger, welche die Weltgeschichte als niedrigste Schufte und Verräter hingestellt habe“. Was den Rest anlangte, so hatte ich von ihnen nie gehört. Sie erschienen sämtlich mit niedergeschlagenen Augen und in armseligster Kleidung; die

meisten von ihnen erzählten mir, „sie wären in Armut und Schande gestorben“, und der Rest auf dem Schafott oder am Galgen.

Unter anderen war da ein Mann, dessen Fall mir etwas merkwürdig vorkam. Er hatte einen Jüngling von etwa achtzehn Jahren neben sich stehen. Er erzählte mir, „viele Jahre lang wäre er Führer eines Schiffes gewesen, und in der Seeschlacht bei Actium habe er das Glück gehabt, durch die mächtige Schlachtlinie der Feinde zu brechen, drei ihrer besten Schiffe zu versenken und ein viertes zu nehmen, was die einzige Ursache von Antonius' Flucht und des nachfolgenden Sieges gewesen sei; der neben ihm stehende Jüngling, sein einziger Sohn, sei in der Schlacht getötet worden“. Er fuhr fort, „im Vertrauen auf seine Verdienste wäre er bei Kriegsende nach Rom gegangen und hätte sich an Augustus' Hof um Versetzung auf ein größeres Schiff bemüht, dessen Führer getötet worden wäre; dieses sei aber ohne jede Rücksicht auf seine Ansprüche einem Knaben gegeben worden, der die See noch nie gesehen hätte, einem Sohne der Libertina, der Dienerin einer der Beischläferinnen des Kaisers. Bei seiner Rückkehr an Bord seines eigenen Schiffes sei er der Pflichtvernachlässigung angeklagt und sein Schiff einem der Lieblingspagen Publicolas, des Vizeadmirals, gegeben worden; daraufhin habe er sich auf ein armseliges Gut weit weg von Rom zurückgezogen und habe dort sein Leben beschlossen“. Ich war so erpicht darauf, die Wahrheit dieser Geschichte zu erfahren, daß ich darum bat, Agrippa möchte heraufgerufen werden, der in jener Schlacht Admiral gewesen war. Er erschien und bestätigte die ganze Erzählung, aber in einer für den Kapitän noch

viel vorteilhafteren Weise, der in seiner Bescheidenheit einen großen Teil seiner Verdienste abgeschwächt oder verschwiegen hatte.

Ich war überrascht, als ich fand, wie hoch empor und wie rasch die Verderbnis in jenem Kaiserreiche infolge der eben erst eingeführten Prunkliebe angewachsen war; dies ließ mich beim Vergleich mit manchen ähnlichen Fällen in andern Ländern weniger Verwunderung empfinden, wo Laster aller Art so viel länger geherrscht hatten, und wo alles Lob sowohl als etwa eine Plünderung durch den Oberbefehlshaber übertrieben wurden, der am Ende den geringsten Anspruch auf beide besaß.

Da jeder, der heraufgerufen wurde, in derselben äußeren Erscheinung kam, die er in der Welt besessen hatte, versetzte mich die Beobachtung, wie tief die menschliche Rasse innerhalb der vergangenen hundert Jahre heruntergekommen sei, in trübseliges Nachdenken; wie die Blattern mit all ihren Folgen und Nebenformen jeden Zug des englischen Gesichts verändert haben, die Körpergröße verringert, die Nerven erschlafft, Sehnen und Muskeln erweicht, eine schmutzige Gesichtsfarbe erzeugt und das Fleisch wabbelig und ranzig gemacht haben.

Ich ging so weit hinunter, daß ich darum bat, es möchten ein paar freie Bauern alten Schlages aufgefordert werden, zu erscheinen, die einst so berühmt waren wegen ihrer Sitten, Lebensweise und Kleidung, wegen der Rechtschaffenheit ihrer Handlungen, ihrer wahren Freiheitsliebe, ihres Mutes und ihrer Vaterlandsliebe. Ich fühlte mich auch stark berührt durch den Vergleich der Lebenden mit den Toten, wenn ich bedachte, wie alle diese angeborenen

reinen Tugenden durch die Enkel für ein Stück Geld preisgegeben worden waren, die durch Verkauf ihrer Stimmen bei den Wahlen jedes bei Hofe nur erlernbare Laster erworben haben.

Aus der neuen, vollständigen Ausgabe von „Gullivers Reisen“ in der Bibliothek der Romane.

*

ARISTIDE MAILLOL
VON HARRY GRAF KESSLER

Rodin steht in seinem gewaltigen, lichtdurchströmten Ateliersaal in Meudon, der von dem riesigen weißen Balzac beherrscht wird, und zieht aus einem der großen Schränke, in denen er seine Skizzen aufbewahrt, eine kleine Tonfigur, die er zwischen gierigen Fingerspitzen liebkost: „Kennen Sie den, der das gemacht hat? Er ist unser stärkster Bildhauer.“ So lernte ich Maillol kennen; etwa 1904 oder 1905. Bald darauf begann Maillol seine großen Stein- und Bronzefiguren, die auf den Ausstellungen des Salon d'Automne seinen Ruf begründeten und ihn zu einem Rivalen von Rodin in der Wertschätzung der Pariser Kunstkenner machten. Rodin und Maillol, zwei Antipoden, die mit Achtung voneinander sprachen, aber weit getrennte Wege gingen: Rodin, der Fortsetzer der französischen späten Gotik und des „Dix-huitième“, der Meister des Details, der realistischen Beobachtung, der zart oder stürmisch bewegten Oberfläche, der dramatischen Silhouette; Maillol, der Grieche, der Meister der Masse, der runden Fülle körperlichen Blühens, das ans Licht strebt, bei dem das Detail

aber nur so viel Wert hat wie beim Obstbaum der weiße Blütenschleier, der seine Struktur und den mächtigen Drang seines Saftes einen Augenblick verklärt. Rodin, in genialer Hast Skizzen über Skizzen hinausschleudernd wie ein Improvisator, Maillol, langsam mit Überlegung und Berechnung schaffend wie ein Architekt. Dort Hunderte von Werken und Skizzen, genialen Anläufen, unerhörten Fragmenten, ein brodelnder Kessel unaufhaltsam in Fluß und Wandlung begriffener Formen; hier verhältnismäßig wenige jahrelang durchdachte Werke, die, je länger der Künstler an ihnen arbeitet, im Einzelnen immer einfacher, im Ganzen immer komplizierter werden. Vor einer antiken Venus im Louvre, die an der afrikanischen Küste jahrhundertelang vom Meer bespült und von den Wellen wie von den Händen eines großen Künstlers geglättet und vereinfacht worden ist, aber um so gewaltiger heute in unverwüstlicher Schönheit dasteht, sagte mir Maillol einmal: „Sehen Sie, diese Figur ist meine Lehrmeisterin gewesen. Von einem Rodin, der das durchgemacht hätte, wäre nichts geblieben. Diese Figur hat mich gelehrt, was Plastik ist. Eine Statue muß schön sein, auch wenn ihre Oberfläche zerstört und kieselglatt geschliffen ist.“ Dann bleibt nämlich das Wesentliche ihrer Schönheit, wenn sie wirklich plastisch erfunden ist, das Wunder einer beglückenden Harmonie ihrer Massen.

Daher spielen die Extremitäten, Hände und Füße, die bei den Pathetikern der späten Gotik und des Barock oft erst den Akzent geben, bei Maillol eine geringe Rolle; manchmal sind sie fast nur angedeutet: das künstlerische Schwergewicht liegt bei seinen Figuren im Mittelpunkt der Körper-

masse, im Becken, in den Schenkeln, in der Brust, im Rücken; der Torso von den Knien bis zum Halsansatz ist das plastische Motiv: das übrige, selbst Kopf und Arme, sind nur eine Begleitmusik zu dieser Grundmelodie, deren Massen wie die Töne eines musikalischen Motivs nur so und nicht anders sein können. Daher wehrt sich Maillol nicht ohne Bitterkeit gegen den Vorwurf, daß seine Bevorzugung eines bestimmten schweren Frauentypus die Schönheit seiner Plastik beeinträchtige. Denn das Modell ist gleichgültig, wenn es nur ein plastisches Motiv abgibt. Als Ausgangspunkt hat Maillol die Form gewählt, in der ihm bei den Mädchen seiner Heimat das Weib zuerst aufgegangen ist, einen etwas üppigen Typus mit schweren Brüsten, schweren Beinen und festem, vom Tragen von Kannen und Körben auf dem Kopf zu athletenhaftem Schwunge durchgebildeten Hals und Rücken. Aber diesem etwas schweren Frauentypus sucht er die süßen Harmonien zu entlocken, die er birgt. „Erinnern Sie sich," sagte er mir vor kurzem, „wie d'Annunzio in meinem Atelier in Marly zu mir sagte, meine Statuen seien schön, nur hätten sie zu dicke Beine! Er bewies dadurch, daß er nichts von Plastik versteht. Was der Bildhauer sucht, ist die Harmonie der Körpermassen. Zu der einen Harmonie gehören dicke Beine, zu einer anderen schlanke. Ich hätte auch Figuren mit schlanken Beinen bilden können; aber ich habe die Frauen und Mädchen von Banyuls vor Augen gehabt und die Harmonien gesucht, die sie mir darboten."

In der Tat ist Maillol so fest wie wenige Künstler in einem ganz bestimmten Fleck Erde verwurzelt. Zwischen einer blauen, weit geschwungenen Bucht des Mittelmeeres und

kleinen, runden, spitzen Hügelkuppen, die nach Maillols Ausdruck „Frauenbrüsten gleichen“ und sanft zu den fernen Schneegipfeln der Pyrenäen aufsteigen, liegt das Fischerdorf Banyuls. Umgebung und Leben der Bevölkerung, die unter einem leichten französischen Anstrich ihre Ursprünglichkeit und ihre katalanische Sprache bewahrt hat, sind noch fast antik, antik-griechisch, ja homerisch. Die Männer fischen, oder abwechselnd pflegen sie im Frühling und Herbst ihre Weingärten. Die Frauen waschen ihre Wäsche wie Nausikaa im Bergbach, kurz bevor er in die Brandung mündet. Die älteren Matronen, herbe, dunkle Frauen, wandeln in schwarzen Umhängen und schwarzen Schleiern wie Priesterinnen. Die Mädchen stehen abends breitschultrig mit Kannen am Brunnen. Das einzig Dunkle in der umrahmenden Landschaft sind die schwarzen Pyramiden der Zypressen an der Gräberstraße, die wie in Pompeji zwischen weißen Grabmonumenten aus der Stadt in die Felder führt. Sonst ist das ganze Land auf zarte, aber feste Untertöne von Silbergrau, hellem Schokoladenbraun und Opal gestimmt, die durch eine sanfte Erdenschwere der blauen Glut des Himmels und des Meeres trotzen. Wenn Odysseus hier landete, würde er eine Heimat wie die seinige wiedererkennen: und diese Heimat ist die Maillols.

Gewiß ist Maillol, der als junger Malschüler mit einem winzigen Stipendium ein Jahrzehnt des Elends in Paris durchlebte und jetzt jedes Jahr mehrere Monate auf dem Lande bei Paris, in Marly (dem „königlichen“ Marly Ludwigs des XIV.) in einem bauernhofartigen, selbstgebauten Atelier arbeitet, fremden Einflüssen nicht ausgewichen. Er

gehört zum Freundeskreise der Künstler, die nach den großen Impressionisten in Paris in den Vordergrund rückten: Bonnard, Vuillard, Roussel, Maurice Denis, Matisse. Mit Picasso und dem sonderbaren, geniehaften, aus einem Vagabundenleben zu starkem Schaffen emporgewachsenen Spanier Manolo hängt er landsmännisch zusammen. Einen tieferen Einfluß haben aber auf ihn doch nur Gauguin und die frühen Griechen ausgeübt. Gauguin war sein um mehrere Jahre älterer Freund und hat ihm, wie er sagt, „die Augen geöffnet". Er ist durch ihn aus dem Impressionistischen heraus zum Dekorativen und Monumentalen gekommen. Er hat damals, weil er nicht die Kraft zu haben glaubte, in der Malerei das auf der Akademie Gelernte zu vergessen, zur Stickerei gegriffen und für seine erste Gönnerin, die Fürstin Bibesco, große gobelinartige Wandteppiche gestickt. Daneben im selben Geiste Majoliken geschaffen und, um die tiefen weißen und blauen Glasuren zu erzielen, die die alten Majoliken so kostbar machen, in einem eigenen Ofen nach eigenen Rezepten gebrannt: Vasen, Wandbrunnen mit zarten Frauenfiguren, zum Teil im Hochrelief, die wie jüngere Schwestern der Frauen von Jean Goujon und Bernard Palissy anmuten. Dann versuchte er und brannte in seinem Ofen kleine Tonfiguren und kam so wieder zur Plastik, in der er sich bereits als junger Kunstschüler auf der Kunstschule zu Perpignan versucht hatte.

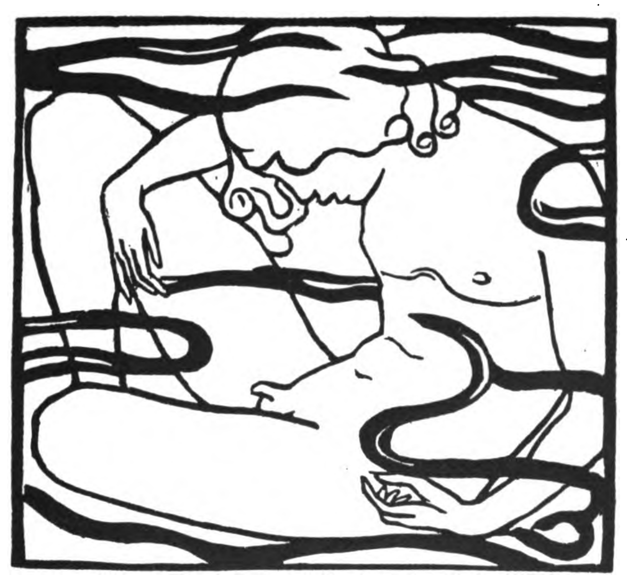
Aber Gauguin offenbarte ihm noch ein zweites, nämlich das Paradiesische im Verhältnis zwischen Mensch und Natur, die blütenhafte und geheimnisvolle Schönheit des Menschen, der wie ein junges Tier, ein Reh, ein Vogel

durch nichts abgesondert ist von der Natur. Dieses Paradiesische, das Gauguin in Tahiti suchen ging, hatte Maillol ganz nahe in seinem Heimatdorf. Dort trennt die Menschen nur eine dünne, durchsichtige Schicht von Namen und Gebräuchen von der Natur, Madonnen, die in Wirklichkeit Quellnymphen, Heilige, die Berggötter, Feste, die noch die der örtlichen Urreligion sind; ihre Körper, ihre Gebärden, ihre Gefühle wachsen wie die Steineichen und der wilde Lorbeer aus dem Boden. Maillol brauchte nur darauf hingeführt zu werden und fand dann den Zauber, der von der ungelösten Verbundenheit von Mensch und Natur ausgeht, tausendfach in seiner Erinnerung als eigenes Gut.
Dieses Gefühl für das Paradiesische des Verhältnisses zwischen Mensch und Natur, wenn es nie gestört worden ist, beherrscht seine Gestaltung des Nackten. Er bildet wirklich nackte Menschen, nicht bloß ausgezogene; nicht dämonisch ausgezogene wie Rodin, nicht dekorativ und der Feierlichkeit wegen ausgezogene wie Marées oder Puvis de Chavannes, nicht pariserisch bis zur Nacktheit dekolletierte wie Toulouse-Lautrec oder Bonnard. Die Haut der Maillolschen Frauen und Jünglinge ist noch nie durch Hüllen oder Scham von der Sonne getrennt gewesen, sie hat zum Licht und zu den Augen der anderen Menschen die gleiche naive, völlig unethische Beziehung wie die Oberfläche eines Rosenblattes oder der Farbenstaub auf den Flügeln eines Schmetterlings. In dieser Naivität seines Nackten berührt er sich gefühlsmäßig mit den Griechen, so wie er sich in seinem Begriff der Plastik, daß sie nämlich nicht eine bloße Wiederholung der Natur, sondern e i n e H a r m o n i e v o n M a s s e n sei, technisch mit ihnen be-

rührt. Daher mußte die Epoche der griechischen Plastik, die jenen Begriff der Plastik am reinsten in die Wirklichkeit umsetzt und gleichzeitig das Nackte am naivsten behandelt, das frühe fünfte Jahrhundert, auf ihn wie eine Bestätigung seines eigenen Kunstwillens wirken. In Olympia lehnte er, als wir zusammen dort waren, den Hermes des Praxiteles ab; aber die Giebelfiguren und Metopen des Zeustempels redeten zu ihm wie Brüder und Schwestern in seiner eigenen Sprache.

Die Griechen führten ihn also ebenso wie Gauguin nur tiefer in sich selbst und seine Heimat zurück. Die Gegensätze, die den modernen Künstler zersplittern und zur problematischen Figur machen, die Konflikte zwischen modern und antik, zwischen Mensch und Natur, zwischen Sittlichkeit und Sinnlichkeit, sind für Maillol nicht vorhanden. Er ist innerlich ohne sie und steht daher in der modernen Welt mit seinem Werk abseits und allein. Das ist das eine, was ihn und seine Kunst kennzeichnet.

Das andere ist, daß sein Werk trotz seines klassisch unproblematischen Bodens kein kaltes ist, sondern ein warmes, ein nicht von Leidenschaft, aber von einer alles durchdringenden Zärtlichkeit glühendes. Jede Fläche seiner Figuren wird von dieser Zärtlichkeit erwärmt, die nicht wie die Flamme der Romantiker sengt und verzerrt, sondern wie ein in stiller, reiner Luft brennendes Licht, oder wie die Sonne, die Gegenstände ihrer Liebe gleichmäßig streichelt und erhellt. Die Schönheit der Natur erschließt sich Maillol ganz nur im Liebesglück. Stendhals „La beauté est une promesse de bonheur" definiert genau, was er als Schönheit empfindet und zu geben sucht. Jedes seiner Werke ist eine



a virgo infelix quae te dementia cepit!
Proetides inplerunt falsis mugitibus agros,
at non tam turpis pecudum tamen ulla secuta
concubitus, quamvis collo timuisset aratrum
et saepe in levi quaesisset cornua fronte.
a virgo infelix, tu nunc in montibus erras:
ille latus niveum molli fultus hyacintho
ilice sub nigra pallentis ruminat herbas,
aut aliquam in magno sequitur grege. claudite, nymphae
Dictaeae nymphae, nemorum iam claudite saltus,
si qua forte ferant oculis sese obvia nostris
errabunda bovis vestigia; forsitan illum
aut herba captum viridi aut armenta secutum

Seite aus Vergils „Eclogen" mit Holzschnitt von Aristide Maillol

von Zärtlichkeit, von Liebesglück durchglühte Harmonie plastischer Massen.

Daher ist er wie manche der größten französischen Künstler durch und durch Lyriker: wie die Bildner, Glasmaler, Architekten der französischen Gotik, wie Poussin, Claude, Watteau, Fragonard, wie Ingres, Corot und Renoir. Die französische Lyrik, die überhaupt in Farben und Massen (architektonischen und plastischen) Größeres geschaffen hat als in der Dichtung – vielleicht weil die analytische Schärfe des Verstandes schwerer an Farben und Massen herankann als an Worte –, hat in Maillol einen neuen großen Lyriker europäischen Formats hervorgebracht. Jede seiner Figuren ist ein Liebeslied. Seine Handzeichnungen sind wie die einzelnen Verse eines Liebesgedichts, das als plastisches Werk erstehen soll. Seine kleinen Tonfiguren und Bronzen haben in den zarten, knappen Liebesgedichten der Antike ihre nächsten Verwandten; eine Verwandtschaft, die sinnfällig und zauberhaft hervortritt in seinen Holzschnitten zu Vergils „Eclogen".

Doch in seinen monumentalen Werken, in den beiden „Hockenden" bei Osthaus in Hagen und bei mir in Berlin, dem Steinrelief des umschlungenen Liebespaares, der „Pomona" in Winterthur, der liegenden Ruhmesgöttin für das Denkmal Cézannes, der Trauernden für das Kriegsdenkmal in Céret, die in übermenschlichem Schmerz wie die Mutter aller Toten des Weltkrieges dasitzt – ja schon in der Holzfigur einer sich Enthüllenden, die zwischen seinen Statuetten und den monumentalen Werken seiner späteren Zeit die Mitte einnimmt, – wächst diese Lyrik über sich hinaus, vertieft und weitet sich, streift die Fesseln



nunc te marmoreum pro tempore fecimus, at tu,
si fetura gregem suppleverit, aureus esto.

CORYDON

Nerine Galatea, thymo mihi dulcior Hyblae,
candidior cygnis, hedera formosior alba,
cum primum pasti repetent praesaepia tauri,
si qua tui Corydonis habet te cura, venito.

THYRSIS

Immo ego Sardoniis videar tibi amarior herbis,
horridior rusco, proiecta vilior alga,
si mihi non haec lux toto iam longior anno est.
ite domum pasti, si quis pudor, ite iuvenci.

CORYDON

Muscosi fontes et somno mollior herba,

Seite aus Vergils „Eclogen“ mit Holzschnitt von Aristide Maillol

ab, die sie an den Einzelfall binden, sucht jenseits des Einzelnen und Zufälligen das Allgemeine und Typische. „Ich suche die Idee“, antwortet Maillol häufig, wenn man ihn bei seinem langsamen, bedächtigen Arbeiten, das oft kaum voranzuschreiten scheint, fragt, was er macht? Und in der Tat ist der Weg, den er beschreitet, der Platos; der Weg von dem einzelnen Gegenstande, der seine Liebe reizt, an der Hand dieser Liebe zu dem Typischen, das sozusagen die Quintessenz von dessen Liebreiz enthält und das Plato und nach ihm Maillol dessen „Idee“ nennen. Mit Begrifflichem oder gar mit einer akademischen „Idealfigur“ haben solche als Schöpfungen des Gefühls entstehenden „Ideen“ selbstverständlich nichts gemein. Zu ihnen leitet keine Regel, kein Kanon, kein Allerweltsrezept, sondern nur etwas im höchsten Grade Individuelles, nämlich die Liebe, indem sie alles, was ihr nicht zur Nahrung dient, aus ihrem Gegenstande fortglüht, ihn auf das allein vereinfacht, was ihre tiefere Zärtlichkeit befriedigt, und daher vordringt zu einer durch dieses Fegefeuer von allen Zufälligkeiten gereinigten quintessentialen Form, die nicht wie die akademische kälter ist als die Natur, sondern wärmer, schwangerer, erregender.

Diese Vereinfachung durch die höchst individuelle gefühlsmäßige Abstraktion der Liebe begleitet bei Maillol die Vereinfachung durch die plastische Abstraktion der Masse, von der bereits gesprochen wurde. Oder richtiger, sie werden bei ihm zusammen zu einem Akte der künstlerischen Phantasie, über dessen zwei Bestandteile er sich selbst nur dunkel Rechenschaft ablegt, weil sie vollkommen in ihm miteinander verschmolzen sind. Bei anderen Künstlern ist im

Gegenteil oft nur die eine oder die andere dieser Schöpferkräfte vorhanden, oder sie geraten miteinander in Konflikte. Das Ergebnis ihrer absoluten Verschmelzung bei Maillol ist die ihm in jedem seiner Werke mit nachtwandlerischer Sicherheit gelingende vollkommene Synthese zwischen Form und Gefühl.

Trotz dieser Geschlossenheit, oder richtiger gerade weil seine Figuren eine so vollkommen in sich geschlossene Harmonie bilden, streben sie über sich hinaus und heischen Anlehnung an andere ähnliche Harmonien. Anders ausgedrückt: deswegen sind sie echte Monumentalwerke, die mit innerer Logik den Zusammenhang mit einer nach gleichen Prinzipien gestaltenden Architektur fordern. Nichts ist Maillol schmerzlicher, als daß er seine Figuren ohne diese Anlehnung, sozusagen ins Blaue hinein schaffen muß. Sie bleiben für ihn daher bei noch so großer Vollendung Fragmente. Immer wieder klagt er über „dieses dümmste aller Zeitalter", das nicht einmal eine Architektur zuwege bringt. Die graue Steinfigur der „Trauernden" in Céret, die von der schön geschwungenen, blauschwarzen Gebirgswand der Pyrenäen umrahmt wird, ist die einzige seiner Statuen, die den Anschluß an ein umfassendes und harmonisches Ganzes erreicht hat. Daher hat er sich gern einmal in die Architektur des Buches geflüchtet, um wenigstens in diesem kleinen Rahmen eine sichere Anlehnung für die Harmonie seiner Formen zu finden; aus diesem Drang sind die Holzschnitte zum Vergil entstanden. Auch hier ist der Gegensatz zwischen Maillol und Rodin grundlegend. Ein Werk von Rodin lehnt seinen Hintergrund, Architektur, Natur oder Buch, immer ab. Es leitet bloß in

sich hinein, nicht aus sich hinaus in die Umgebung und in die Weite. Rodin war die Blüte des abgerissensten und kompliziertesten Individualismus. Maillols Kunst dagegen strebt auf dem Wege über das Individuelle wieder nach einer Gemeinschaft, die den Einzelnen mit der Gesellschaft, den Menschen mit der Natur, das Individuum mit dem Ganzen versöhnt und zu einer allumfassenden Harmonie vereinigt, in der dann das Kunstwerk als Teil und höchster Ausdruck dieser Harmonie seinen natürlichen Platz hat.

Die Göttlichkeit des Alls und die Vollendung alles dessen, was mit diesem Göttlichen, mit dem Licht, mit der Natur, mit den Sinnen und dem Herzen der Menschen in ungelöster, ungetrübter Verbindung steht, ist der Glaube, den Maillol mit tiefster lyrischer Inbrunst verkündigt. Dieser Glaube wird bei ihm ganz zu plastischer Form; oder richtiger umgekehrt, es ist zu sehen, wie die fortschreitende Vollendung der plastischen Form, je vollkommener sie wird, um so überzeugender diesen Glauben aus sich hervorbringt. Rodin sagte einmal, als wir zusammen Maillol in seinem Atelier besuchten, plötzlich mit monumentaler Kürze: „Die Griechen meißelten das Licht“ (ont sculpté la lumière); und fügte dann nach einer kurzen Pause hinzu: „aber die Künstler der Kathedralen haben es verstanden, an den Eingangsportalen ihrer Dome den Schatten zu meißeln!“ Rodin empfand offenbar seine Abstammung von den Letzteren und das Trennende hierin zwischen ihm und Maillol, das unüberbrückbar Trennende der im Blute liegenden Weltanschauung. Er, dessen tiefste geistige Erlebnisse Dante und Baudelaire waren, gestaltete mit seiner Sehnsucht nach dem

Lichte doch den Schatten, die Schönheit wurde unter seinen Händen Sünde. Maillol schritt auf einem Wege, auf dem er ihm geistig, aber nicht gestaltend folgen konnte, fort und vermochte dithyrambisch überzeugend zu singen, daß Schönheit Unschuld ist. Die Tore zum Paradiese standen offen; aber der Ältere, Nebelgeborene konnte nicht eintreten. Diesem Erlebnis, das auch auf Maillol einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck gemacht hat, soll nichts hinzugefügt werden. Es drückt sinnbildlich das Verhältnis Maillols zur ganzen modernen Kunst aus.

*

SCHUBERT IM FREUNDESKREIS

WIE DER „ERLKÖNIG" ENTSTAND

An einem Nachmittag ging ich mit Mayrhofer zu Schubert, der damals bei seinem Vater am Himmelpfortgrunde wohnte. Wir fanden Schubert ganz glühend, den Erlkönig aus einem Buche laut lesend. Er ging mehrmals mit dem Buche auf und ab, plötzlich setzte er sich hin, und in kürzester Zeit stand die herrliche Ballade auf dem Papier. Wir liefen damit, da Schubert kein Klavier besaß, in das Konvikt, und dort wurde der Erlkönig noch denselben Abend gesungen und mit Begeisterung aufgenommen. Der alte Hoforganist Ruzicka spielte ihn dann selbst ohne Gesang in allen Teilen aufmerksam und mit Teilnahme durch und war tief bewegt über die Komposition.

DIE „FORELLE“

Eines Abends lud ich Schubert zu mir, da ich aus einem angesehenen Hause etliche Bouteillen roten Wein als Präsent für mehrmaliges Akkompagnieren erhielt. Nachdem wir den edlen Sexarder bis auf den letzten Tropfen geleert hatten, setzte er sich an mein Pult und komponierte das wunderliebliche Lied „Die Forelle“, das ich noch im Original besitze. – Als er ziemlich damit fertig war, nahm er, schon schläfrig, Tinte statt Streusand, wodurch mehrere Takte beinahe unleserlich wurden. – Er schrieb auch am Rande des Notenblattes folgende Anmerkung: „Teuerster Freund! Es freut mich außerordentlich, daß Ihnen meine Lieder gefallen. Als einen Beweis meiner innigsten Freundschaft schicke ich Ihnen hier ein anderes, welches ich eben jetzt bei Anselm Hüttenbrenner nachts zwölf Uhr geschrieben habe. Ich wünschte, daß ich bei einem Glas Punsch nähere Freundschaft mit Ihnen schließen könnte. Eben als ich in Eile das Ding bestreuen wollte, nahm ich, etwas schlaftrunken, das Tintenfaß und goß es ganz gemächlich darüber. Welches Unheil!“ Das war am 21. Februar 1818, nachts um zwölf Uhr.

AUS EINEM VERLORENGEGANGENEN TAGEBUCH SCHUBERTS VON 1824

O Phantasie! Du höchstes Kleinod der Menschen, du unerschöpflicher Quell, aus dem sowohl Künstler als Gelehrte trinken! O bleibe noch bei uns, wenn auch von wenigen nur anerkannt und verehrt, um uns vor jener sogenannten Aufklärung, jenem häßlichen Gerippe ohne Fleisch und Blut, zu bewahren!

BEETHOVENS BEGRÄBNIS

Bauernfeld vermerkt im Tagebuch: Am 26. ist Beethoven gestorben, sechsundfünfzig Jahre alt. Heute war sein Leichenbegängnis. Ich ging mit Schubert. Anschütz hielt vor dem Währinger Kirchhof eine Leichenrede von Grillparzer.

Aus Franz von Hartmanns Tagebuch: 29. März 1827: Mit Fritz und Haas Beethovens Begräbnis angesehen. Sie dauert sehr lange, und eine Menge von Zuschauern sind dabei. Es wird eine Miserere von ihm selbst gesungen, und viele Kompositeurs gehen mit. Mit Schober, Schwind und Karl Revertera gehen wir hinaus in den Kirchhof, wo er begraben wird (in Währing). Da warteten wir eineinhalb Stunden, bis endlich der Anschütz usw. kommen. Um diesen wird ein Kreis geschlossen, und da der Sarg endlich kommt, hält er eine herrliche Rede (von Grillparzer verfaßt), worin er auch den herrlichen Beethoven als Menschen ganz seiner würdig schildert. Nach Haus mit Enderes, Schubert, Schober, Bauernfeld.

Anselm Hüttenbrenner erzählt: Schubert schritt im Trauergefolge, eine brennende Kerze tragend. Nach beendigter Feier fanden sich die Freunde „auf der Mehlgrube“ am Neuen Markt zusammen. „Auf den, den wir jetzt begraben haben!“ sprach Schubert beim ersten Glas. Und beim zweiten: „Auf den, der der nächste sein wird!“

SCHWIND AUF FREIERSFÜSSEN

Schwind hatte um Netti (Hönig) geworben, und zwar in zerrissenem Frack. Die Sippschaft des Mädchens wurde

zusammengetrommelt, ein kleines Heer von Muhmen und Basen, Oheims und Vettern, alten Hofräten und dergleichen, kurz eine Kaffee- und Whist-, nebenbei Brautgesellschaft. Freund Moritz wollte erst gar nicht dabei erscheinen oder im Malerrock, da ihm der Frack fehlte, mit welchem ihm zuletzt einer der Freunde aushalf; dann dachte er daran, gleich in der ersten Viertelstunde wieder auszureißen; die Braut hatte alle Not, ihn bis Zehn festzuhalten. Ich hatte den glücklichen Bräutigam mit Schubert im Kaffeehause erwartet. Er trat ganz verstört ein und schilderte uns die philisterhafte Gesellschaft mit einer Art verzweifelter Witzelei; Schubert kam aus seinem gemütlichen Kichern nicht heraus.

DIE „WINTERREISE“

Mayrhofer erzählt: Schon die Wahl der Winterreise beweist, wie der Tonsetzer ernster geworden. Er war lange und schwer krank gewesen, er hatte niederschlagende Erfahrungen gemacht.

Auch Spaun berichtet Ähnliches: Schubert war durch einige Zeit düster gestimmt und schien angegriffen. Auf meine Frage, was in ihm vorgehe, erwiderte er nur: „Nun, ihr werdet bald hören und begreifen.“ Eines Tages sagte er zu mir: „Komme heute zu Schober, ich werde euch einen Kranz schauerlicher Lieder vorsingen. Ich bin begierig, zu hören, was ihr dazu sagt. Sie haben mich mehr angegriffen, als dieses je bei anderen Liedern der Fall war.“ Er sang uns nun mit bewegter Stimme die ganze Winterreise durch. Wir waren durch die düstere Stimmung der Lieder ganz verblüfft, und Schober sagte, es habe ihm nur das Lied „Der

Lindenbaum“ gefallen. Schubert sprach hierauf nur: „Mir gefallen diese Lieder mehr als alle, und sie werden euch auch noch gefallen.“ Und er hatte recht, bald waren wir von dem Eindruck dieser wehmütigen Lieder begeistert, die Vogl meisterhaft vortrug. Sie waren sein eigentlicher Schwanengesang.

Aus „Schubert im Freundeskreis“, Insel-Bücherei, Nr. 168.

*

VENI CREATOR SPIRITUS
UMDICHTUNG VON ANGELUS SILESIUS

KOMM, Heiliger Geist, du Schöpfer du,
Sprich deinen armen Seelen zu;
Erfüll mit Gnaden, süßer Gast,
Die Brust, die du geschaffen hast.

Der du der Tröster bist genannt,
Des allerhöchsten Gottes Pfand,
Des Lebens Brunn, der Liebe Brunst,
Die Salbung, wesentliche Gunst.

Du siebenfaches Gnadengut,
Du Finger Gotts, der Wunder tut;
Du gibst der Erde, daß sie fließt
So mild, als du verheißen bist.

Zünd unsern Sinnen an dein Licht,
Die Herzen füll mit Liebespflicht;
Stärk unser schwaches Fleisch und Blut
Durch deiner Gottheit starken Mut.



Den Feind von uns treib fern hinweg,
Und bring uns zu des Friedens Zweck,
Daß wir, durch deine Huld geführt,
Vermeiden, was uns nicht gebührt.

Mach uns durch dich den Vater kund,
Wie auch den Sohn für uns verwund't;
Dich, aller beider Geist und Freud,
Laß uns verehrn zu jeder Zeit.

Ehr sei dem Vater, unserm Herrn,
Und seinem Sohn, dem Lebensstern;
Dem Heilgen Geist in gleicher Weis
Sei jetzt und ewig Lob und Preis.



BÜCHER
AUS DEM
INSEL-VERLAG

Dieses Verzeichnis enthält eine Auswahl der wichtigsten Bücher. Die im Jahre 1925 neu oder in neuen Auflagen erschienenen Bücher sind mit einem Stern bezeichnet. Vollständige Verzeichnisse aller Veröffentlichungen des Insel-Verlages sind durch jede Buchhandlung oder unmittelbar vom Verlag zu beziehen.

GOETHE

*SÄMTLICHE WERKE in siebzehn Bänden. Herausgegeben von *Fritz Bergemann*, *Hans Gerhard Gräf*, *Max Hecker*, *Gunther Ipsen*, *Kurt Jahn* und *Carl Schüddekopf*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 150.—; in Leder M. 260.—

Die neue, um einen Band und zahlreiche Nachträge erweiterte Ausgabe kann nunmehr als die vollständigste aller zur Zeit lieferbaren Goethe-Ausgaben bezeichnet werden. Besonders bemerkenswert sind die beiden, nach neuen Grundsätzen geordneten Bände der Naturwissenschaftlichen Schriften, die auch die von Goethe angefertigten farbigen Zeichnungen enthalten.

*GOETHES WERKE in sechs Bänden [Volksgoethe]. Im Auftrage der *Goethe-Gesellschaft* herausgegeben von *Erich Schmidt*. 71.—85. Tausend. In Leinen M. 24.—; in Halbleder M. 42.—.

GESPRÄCHE MIT ECKERMANN. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 24.—28. Tausend. In Leinen M. 9.—; in Leder M. 16.—.

FAUST. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 110.—119. Tausend. In Leinen M. 5.50; in Leder M. 12.—.

*SÄMTLICHE GEDICHTE IN ZEITLICHER FOLGE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 22.—25 Tausend. Zwei Bände. In Leinen M. 14.—; in Leder M. 28.—.

GEDICHTE. Auswahl in zeitlicher Folge. 11.—15. Tausend. In Leinen M. 5.—; in Halbleder M. 8.—.

LIEBESGEDICHTE. 22.—26. Tausend. In Pappband M. 4.50; in Leder M. 15.—.

WESTÖSTLICHER DIVAN. Gesamtausgabe. 11.—15. Tausend. In Leinen M. 5.—; in Leder M. 12.—.

DICHTUNG UND WAHRHEIT. Taschenausgabe. 18.—22. Tausend. In Leinen M. 8.—; in Leder M. 15.—.

*WILHELM MEISTER. Taschenausgabe. In Leinen M. 9.—; in Leder M. 16.—.

*NATURWISSENSCHAFTLICHE SCHRIFTEN. Herausgegeben von *Gunther Ipsen*. Taschenausg. in zwei Bänden auf Dünndruckpapier. Mit 48, z.T. farb. Tafeln. In Lein. M. 28.—; in Leder M. 42.—.

*ITALIENISCHE REISE. Mit den Zeichnungen Goethes und seiner Freunde und Kunstgenossen, in 124, zum Teil farbigen Lichtdrucktafeln. Neu herausgegeben vom *Goethe-Nationalmuseum*. [Folio.] In Halbleder M. 60.—; in Leder M. 80.—.

ITALIENISCHE REISE. Taschenausgabe. 11.—13. Tausend. In Leinen M. 7.—; in Leder M. 14.—.

DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER. Mit den elf Kupfern und einer Rötelstudie von *Chodowiecki*. Siebente Auflage. In Pappband M. 9.—; in Halbleder M. 12.—; in Leder M. 20.—.

GOETHES BRIEFE AN CHARLOTTE VON STEIN. Nach den Handschriften neu herausgegeben von *Julius Petersen*. Vier Bände. In Halbleinen M. 25.—; in Halbleder M. 36.—.

GOETHES BRIEFWECHSEL MIT MARIANNE VON WILLEMER. Neu herausgegeben von *Max Hecker*. Vierte Auflage. Mit drei Bildern und einem Faksimile. In Halbleinen M. 7.50; in Halbleder M. 10.—.

DIE BRIEFE DER FRAU RATH GOETHE. Gesammelt und herausgegeben von *Albert Köster*. Zwei Bände. Sechste Auflage. In Halbleinen M. 12.—; in Halbleder M. 18.—.

*JAHRBUCH DER SAMMLUNG KIPPENBERG. Erster bis fünfter Band. Mit je sechs Bildtafeln. In Halbleinen je M. 6.—.

Die Sammlung Kippenberg darf als die größte Goethe-Sammlung in privatem Besitz bezeichnet werden. Die in ihr enthaltenen bildlichen, handschriftlichen und gedruckten Schätze, soweit sie noch nicht bekannt sind, der Allgemeinheit zugänglich zu machen, ist der Zweck dieses Jahrbuchs, von dem der fünfte Jahrgang soeben erschienen ist.

KLASSIKER- UND GESAMT-AUSGABEN

*BALZAC: DIE MENSCHLICHE KOMÖDIE. Neue Ausgabe in zehn Bänden auf Dünndruckpapier. Mit einer Einleitung *Hugo von Hofmannsthals* und einer Wiedergabe von *Rodins* Balzac-Statue in Heliogravüre. In Lein. M. 90.—; i. Hlbld. M. 120.—; i. Led. M. 160.—.

Inhalt der Bände, die auch einzeln zum Preise von je in Leinen M. 9.—; in Halbleder M. 12.—; in Leder M. 16.— lieferbar sind:

Band I: Einleitung von Hugo von Hofmannsthal — Balzac, ein Essay von Wilhelm Weigand — Vorrede — Das Haus „Zur Ballspielenden Katze" — Die verlassene Frau — Gobseck — Die Frau von dreißig Jahren — Der Ehevertrag.

Band II: Ursula Mirouet — Eugenie Grandet — Der Pfarrer von Tours — Die alte Jungfer — Frauenstudie.

Band III: Ein Junggesellenheim — Das Antiquitäten-Kabinett — Die Lilie im Tal.

Band IV: Verlorene Illusionen.

Band V: Glanz und Elend der Kurtisanen — Die Geheimnisse der Fürstin von Cadignan — Das Haus Nucingen.

Band VI: Die Geschichte der Dreizehn — Vater Goriot — Oberst Chabert.

Band VII: Cäsar Birotteau — Kleine Erzählungen — Das Chagrinleder.

Band VIII: Die Chouans — Eine dunkle Begebenheit — Der Landarzt.

Band IX: Mystische Erzählungen — Die Suche nach dem Urelement — Kleine Novellen.

Band X: Tante Lisbeth — Vetter Pons.

BALZAC: DIE DREISSIG TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, genannt CONTES DROLATIQUES. In einem Bande auf Dünndruckpapier, als Ergänzungsbd. zur „Menschl. Komödie". 24. bis 28. Tausd. In Lein. M. 9.—; in Hlbld. M. 12.—; in Leder M. 16.—.

— PHYSIOLOGIE DER EHE. Eklektisch-philosophische Betrachtungen über Glück u. Unglück in der Ehe. 11.—14. Taus. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 6.—; in Leder M. 12.—.

— VERLORENE ILLUSIONEN. Taschenausgabe. In Leinen M. 9.—.

— GLANZ UND ELEND DER KURTISANEN. Taschenausgabe. In Leinen M. 9.—.

— DIE ARMEN VERWANDTEN. (Tante Lisbeth — Vetter Pons.) Taschenausgabe. In Leinen M. 9.—.

DER BORN JUDAS. Legenden, Märchen und Erzählungen. Gesammelt von *M. J. bin Gorion*. 7.—9. Tausend. Sechs Bände. In Pappband M. 32.—; in Halbpergament M. 48.—.
Einzeln sind lieferbar (je in Pappband M. 5.50; in Halbpergament M. 8.50):
Band I: Von Liebe und Treue. Band II: Vom rechten Wege. Band III: Mären und Lehren. Band IV: Weisheit und Torheit. Band V: Volkserzählungen. Band VI: Kabbalistische Geschichten.

„Wesentlich verschieden von den arabischen und persischen Märchen, sind die jüdischen Sagen und Legenden innerlich von einem sicheren und unbeirrbar strengen Gefühl für Gut und Recht gelenkt und münden, wie schöne Schiffe nach einer Fahrt durch klarste Sonne in ruhiger Bucht einlaufen, in der Geborgenheit unbedingter Erkenntnisse. Ihr Ursprung wäre nicht der Orient, durchspielte auch sie nicht sinnlicher Zauber. Aber wie tief wurzelt die Ehrfurcht vor Gottes Gebot, das die Sünde abweist, und ergreifend ist jede mahnende Erinnerung an die ‚Schrift'." *Frankfurter Nachrichten.*

GEORG BÜCHNER: SÄMTLICHE WERKE UND BRIEFE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 10.—.

*DICKENS' WERKE. Ausgewählt und eingeleitet von *Stefan Zweig*. Mit über 300 Federzeichnungen der englischen Originalausgaben. Taschenausgabe in sechs Bänden auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 60.—; in Leder M. 120.—.
Einzeln sind lieferbar (je in Leinen M. 10.—; in Leder M. 20.—):
David Copperfield — Der Raritätenladen — Die Pickwickier — Martin Chuzzlewit — Nikolaus Nickleby — Oliver Twist und Weihnachtserzählungen.

DOSTOJEWSKI: SÄMTLICHE ROMANE UND NOVELLEN in 25 Bänden. Eingeleitet von *Stefan Zweig*. Mit einem Porträt und dem Faksimile einer Manuskriptseite. 6.—10. Tausend. In Halbleinen M. 110.—; in Halbpergament M. 160.—.

— MEISTERROMANE in zwölf Bänden. Mit einem Porträt. In Halbleinen M. 55.—; in Halbpergament M. 80.—.

JOSEPH VON EICHENDORFF: WERKE. Zwei Bände. 21. bis 25. Tausend. In Leinen M. 9.—; in Halbleder M. 14.—.

*HEINRICH HEINE: SÄMTLICHE GEDICHTE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier (950 Seiten). In Leinen M. 10.—; in Leder M. 18.—.

Gleichzeitig erster Band einer neuen Ausgabe von *Heines Sämtlichen Werken* in fünf Bänden.

*WILHELM HEINSE: SÄMTLICHE WERKE in zehn Bänden. Erste, vollständige und kritische Ausgabe von *Carl Schüddekopf* und *Albert Leitzmann*. In Leinen M. 90.—; in Halbleder M. 120.—.

Inhalt: Band I: Gedichte. Jugendschriften. Band II: Die Begebenheiten des Enkolp. Die Kirschen. Erzählungen. Band III, 1. Abteilung: Laidion oder die Eleusinischen Geheimnisse. Kleine Schriften, erster Teil. Band III, 2. Abteilung: Kleine Schriften, zweiter Teil. Band IV: Ardinghello und die glückseeligen Inseln. Band V und VI: Hildegard von Hohenthal. Band VII: Tagebücher. Band VIII, 1.—3. Abteilung: Aphorismen. Band IX: Briefe, erster Teil. Band X: Briefe, zweiter Teil.

Nach Vollendung dieser großen Gesamtausgabe durch den achten Band, der in drei von Albert Leitzmann herausgegebenen Abteilungs-Bänden die Aphorismen umfaßt, ist Wilhelm Heinse, der Feuergeist des Sturms und Drangs, unserer Zeit wieder erstanden.

*HÖLDERLINS SÄMTLICHE WERKE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. 11.—13. Tausend. In Leinen M. 10.—; in Leder M. 18.—.

JENS PETER JACOBSEN: SÄMTLICHE WERKE in einem Bande, auf Dünndruckpapier. 26.—29. Tausend. In Leinen M. 10.—; in Leder M. 18.—.

KANT: SÄMTLICHE WERKE in sechs Bänden. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 50.—; in Leder M. 96.—.

GOTTFRIED KELLER: GESAMMELTE WERKE. Eingeleitet von *Ricarda Huch*. 11.—14. Tausend. Vier Bände auf Dünndruckpapier. In Lein. M. 36.—; in Halbled. M. 50.—; in Led. M. 75.—.

LENAUS SÄMTLICHE WERKE UND BRIEFE in sechs Bänden. — Vollständige kritische Ausgabe, herausgegeben von *Eduard Castle*. In Leinen M. 50.—; in Halbleder M. 75.—.

SCHILLERS SÄMTLICHE WERKE in sieben Bänden. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Lein. M. 55.—; in Led. M. 100.—.

SCHOPENHAUERS WERKE in fünf Bänden. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 40.—; in Leder M. 75.—.

THEODOR STORM: SÄMTLICHE WERKE in acht Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von *Albert Köster*. 19.—21. Tausend. In Halbleinen M. 40.—; in Halbpergament M. 60.—.

*SHAKESPEARES GESAMMELTE WERKE in Einzelausgaben. Auf Grund der *Schlegel-Tieck*schen Übertragung bearbeitet und vielfach erneuert. Jeder Band in Pappeinband M. 3.50; in Halbpergament M. 5.—. (Doppelband M. 4.— und M. 6.—.)

Bisher erschienen:

Macbeth — Hamlet — Othello — Ein Sommernachtstraum — König Lear — Sturm — Was ihr wollt — Cymbelin — Verlorene Liebesmüh — König Heinrich IV. (Doppelband) — Antonius und Cleopatra — Komödie der Irrungen — Romeo und Julia — König Heinrich V. — König Johann — Troilus und Cressida — Julius Caesar — Coriolanus — Die beiden Veroneser — Viel Lärm um nichts — Richard II. — Richard III. — Heinrich VIII. — Ein Wintermärchen.

*ADALBERT STIFTER: GESAMMELTE WERKE in fünf Bänden auf Dünndruckpapier. Eingeleitet von *Felix Braun*. In Leinen M. 40.—; in Leder M. 80.—.

Die Bände erschienen auch einzeln zum Preise von je M. 8.— in Leinen; M. 16.— in Leder unter folgenden Titeln:

STUDIEN. 2 Bde. — DER NACHSOMMER. — WITIKO. — BUNTE STEINE.

Als Ergänzungsband in gleicher Ausstattung:

— AUS DEM ALTEN WIEN. Mit 28 Bildtafeln. Zweite Auflage. In Leinen M. 7.—; in Leder M. 14.—.

*TOLSTOI: SÄMTLICHE ROMANE UND ERZÄHLUNGEN in zwölf Bänden. Eingeleitet von *Arthur Luther*. In Halbleinen M. 60.—; in Ganzleinen M. 72.—; in Halbpergament M. 90.—.

Diese nunmehr vollständig abgeschlossene billigste Tolstoi-Ausgabe umfaßt sämtliche dichterischen Schriften Tolstois: die großen Romane (Anna Karenina — Auferstehung — Krieg und Frieden — Kindheit, Knabenalter, Jünglingsjahre) sowie die zahlreichen kleineren Romane und Novellen, Erzählungen und Legenden.

ZEITGENÖSSISCHE DICHTER

MARTIN ANDERSEN-NEXÖ: PELLE DER EROBERER. Roman in zwei Bänden. Aus dem Dänischen von *Mathilde Mann* 4.—13. Tausend. In Halbleinen M. 8.—.

*SHERWOOD ANDERSON: DER ARME WEISSE. Roman. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von *Karl Lerbs*. In Leinen M. 7.50.

In diesem Roman ist der amerikanische Mensch und der amerikanische Industrialismus in ihrem Werden und ihren Wechselbeziehungen spannend und anschaulich und oft mit bitter ernster Kritik dargestellt.

ERNST BERTRAM: STRASSBURG. Ein Kreis Gedichte. In Pappband M. 2.—.

— GEDICHTE. Vierte, vermehrte Auflage. In Pappband M. 5.50.

*— DAS NORNENBUCH. Gedichte (1925). In Pappband M. 6.50

*FELIX BRAUN: DAS INNERE LEBEN. Gedichte. In Halbleinen M. 6.—.

MARTIN BUBER: DANIEL. Gespräche von der Verwirklichung. 6. und 7. Tausend. In Pappband M. 4.50.

— EKSTATISCHE KONFESSIONEN. Veränderte Neuausgabe. 5. und 6. Tausend. In Pappband M 6.50.

— ICH UND DU. In Pappband M. 5.—

— EREIGNISSE UND BEGEGNUNGEN. 5. und 6. Tausend. In Pappband M. 4.—.

— DIE REDE, DIE LEHRE UND DAS LIED. Zweite Auflage. In Pappband M. 4.—.

HANS CAROSSA: EINE KINDHEIT. Erzählungen. In Pappband M. 4.50.

„Ein Deutscher spiegelt hier das erste Lebensjahrzehnt; und siehe, es entstand etwas dichterisch so Schönes, psychologisch so Unaufdringliches dabei, wenngleich nicht Drängendes, nicht drohend Überrumpelndes, doch so Klares, daß man, hingegeben wie etwa an den ‚Nachsommer' von Stifter, einzuräumen bereit ist: dies hier ist mehr denn Individualerlebnis." *Berliner Tageblatt.*

*— RUMÄNISCHES TAGEBUCH. In Leinen M. 6.—.

„Dies kleine Buch ist wie ein mitten aus Krieg und Schicksal herausgehobenes Stück. Hier ist kein Zerschwatzen des Erlebten, kein Räsonieren. Ein großer reinigender, tief nachwirkender Hauch geht von diesem Buche aus. Uns erscheint es unter vielen erzählenden Büchern des Jahres das wertvollste." *Frankfurter Zeitung.*

ERNST HARDT: GESAMMELTE ERZÄHLUNGEN. 8. bis 10. Tausend. In Pappband M. 4.50.

— GUDRUN. Ein Trauerspiel in fünf Akten. 19.—21. Tausend. In Pappband M. 4.50.

— TANTRIS DER NARR. Drama in fünf Akten. 49.—52. Tausend. In Leinen M. 5.—.

HUGO VON HOFMANNSTHAL: DIE GEDICHTE UND KLEINEN DRAMEN. 46.—50. Tausend. In Pappband M. 4.—; in Halbleder M. 7.—.

— DAS SALZBURGER GROSSE WELTTHEATER. Geheftet M. 2.—; in Pappband M. 3.—.

RICARDA HUCH: DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND. Drei Bände. 14.—16. Tausend. In Leinen M. 24.—.

*— MICHAEL UNGER. Des Romans „Vita somnium breve" 26.—28. Tausend. In Leinen M. 8.—.

*— DIE VERTEIDIGUNG ROMS. Der Geschichten von Garibaldi erster Teil. 10.—12. Tausend. In Leinen M. 8.—.

*— DER KAMPF UM ROM. Der Geschichten von Garibaldi zweiter Teil. 8.—10. Tausend. In Leinen M. 8.—.

*— DAS LEBEN DES GRAFEN FEDERIGO CONFALONIERI. 16.—18. Tausend. In Leinen M. 8.—.



*RICARDA HUCH: MENSCHEN UND SCHICKSALE AUS DEM RISORGIMENTO. 9.—11. Tausend. In Leinen M. 6.50.

— VON DEN KÖNIGEN UND DER KRONE. Achte Auflage. In Leinen M. 7.—.

— MICHAEL BAKUNIN UND DIE ANARCHIE. In Lein. M. 7.—.

*— DER WIEDERKEHRENDE CHRISTUS. Eine groteske Erzählung. In Leinen M. 7.—.

Nach langer Zeit wieder ein erzählendes Werk der größten lebenden deutschen Dichterin.

— LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. 16.—19. Taus In Halbleinen M. 6.—.

— DER SINN DER HEILIGEN SCHRIFT. 11.—15. Tausend. In Halbleinen M. 5.50.

— ENTPERSÖNLICHUNG. 6.—10. Tausend. In Halbleinen M. 6.—.

— WALLENSTEIN. 10.—12. Tausend. In Pappband M. 4.50.

*RUDOLF KASSNER: DIE VERWANDLUNG. Physiognomische Studien. In Leinen M. 5.—.

— ZAHL UND GESICHT. Zweite Auflage. In Leinen M. 6.—.

D. H. LAWRENCE: DER REGENBOGEN. Roman. Berechtigte Übertragung aus d. Englischen von *F. Franzius*. In Halbln. M. 7.—.

„Das Thema der ‚Liebe in der Ehe' wird durch vier Generationen einer Familie hindurch behandelt und immer in einer Abwandlung und mit einer Abschattung von sinnlichen und seelischen Empfindungen dargestellt, die geradezu staunenswert ist." *Dresdner Anzeiger.*

*— SÖHNE UND LIEBHABER. Roman. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von *F. Franzius*. In Halbleinen M. 7.—.

„In diesem Buche sind Partien, ergreifend, schmerzend und dichterisch so groß, daß man weit zurückdenken muß, um sich ähnlichen Eindrucks zu entsinnen. Ein hochbedeutsames Werk, das mit steigender Anteilnahme gelesen werden und dessen Ruf sich rasch verbreiten wird." *Vossische Zeitung.*

GEORG MUNK: IRREGANG. Roman. 8.—10. Tausend. In Leinen M. 7.—.

— DIE UNECHTEN KINDER ADAMS. Ein Geschichtenkreis Zweite Auflage. In Halbleinen M. 6.—.

— SANKT GERTRAUDEN MINNE. In Halbleinen M. 5.—

An große Traditionen anknüpfend, ist die Kunst von Georg Munk mit Recht eine adlige Kunst genannt worden. Man hat an Goethe und Keller, Flaubert und Jacobsen erinnert, damit jedoch das Wesen der Dichterin, denn eine solche verbirgt sich hinter dem männlichen Pseudonym, keineswegs erschöpft, deren Stil in seiner meisterhaften Mischung von deutscher und romanischer Klassizität durchaus eigentümlich und unnachahmbar ist.

*HELENE NOSTITZ: AUS DEM ALTEN EUROPA. MENSCHEN UND STÄDTE. Zweite Auflage, gedruckt in 1000 Exemplaren auf der Cranach-Presse zu Weimar. In Halbperg. M. 15.—.

„In diesen geistvollen Erinnerungen der Nichte des Reichspräsidenten ersteht jene vergangene Zeit und alte Gesellschaft, deren innerer Geschlossenheit und Lebenskultur niemand die Bewunderung versagen kann." *Voss. Zeitung.*

*HENRIK PONTOPPIDAN: HANS IM GLÜCK. Ein Roman in zwei Bänd. Aus d. Dän. v. *Mathilde Mann*. 9. u. 10. Tsd. In Lein. M. 12.—.
„Das Buch, der erste große dänische Roman seit dem ‚Niels Lyhne', hat die Eigenschaften der bleibenden Erzählungen: Stoff, Spannung und Vortrag. Aus den fast 1000 Seiten quillt die Lust am Erlebnis, die Freude am Wirklichen, das Behagen am Erzählen. Es ist ein reifes, vollkommenes Werk." *Josef Hofmiller*.

RAINER MARIA RILKE: DIE GESAMMELTEN GEDICHTE in fünf Bänden. In Halbpergament M. 35.—.
Die Bände erschienen einzeln zum Preise von je M. 5.— in Halbleinen und M. 7.50 in Halbpergament unter folgenden Titeln: ERSTE GEDICHTE — FRÜHE GEDICHTE — DAS BUCH DER BILDER — NEUE GEDICHTE — DER NEUEN GEDICHTE ANDERER TEIL.

— DAS STUNDENBUCH. 50.—54. Tausend. In Halbleinen M. 5.—; in Pergament M. 9.—.

— DIE SONETTE AN ORPHEUS. Geschrieben als ein Grabmal für *Wera Ouckama Knoop*. In Pappband M. 3.50.

— DUINESER ELEGIEN. In Pappbd. M. 3.50; in Halbperg. M. 6.—

*— GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT. 34. bis 36. Tausend. In Leinen M. 5.—.

*— DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE. 18.—20. Taus. Zwei Bände. In Pappbd. M. 7.50; in Halbled. M. 12.—.

ALBRECHT SCHAEFFER: DER GÖTTLICHE DULDER. Dichtung. In Pappband M. 6.50; in Halbleder M. 10.—.

— ELLI ODER SIEBEN TREPPEN. Beschreibung eines weiblichen Lebens. 9.—12. Tausend. In Pappband M. 6.—.

— GUDULA ODER DIE DAUER DES LEBENS. Eine Erzählung. 7.—10. Tausend. In Pappband M. 5.—.

— HELIANTH. Roman in drei Bänden. Auf Dünndruckpapier. 5.—8. Tausend. In Leinen M. 22.—.

— JOSEF MONTFORT. Erzählungen. 8.—11. Taus. In Lein. M. 7.50.

— PARZIVAL. Ein Versroman in drei Kreisen. 4.—6. Tausend. In Halbleinen M. 10.—; in Halbleder M. 14.—.

*— DAS PRISMA. Novellen und Erzählungen. 6.—10. Tausend. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 7.50; in Leder M. 15.—.
„Albrecht Schaeffers Werk hat für unsere Zeit mehr als nur ästhetische, als nur literarische Bedeutung: es bietet den Urbronnen deutscher Innerlichkeit in einer Fassung der, daß unsere besten Seelen und Geister daraus trinken sollen." *Tägliche Rundschau*.

OTTO FREIHERR VON TAUBE: DIE LÖWENPRANKES. Roman. In Halbleinen M. 5.—.
„Eine eigentümlich festgefügte Familiengeschichte, die zu den bedeutendsten Erzählerleistungen der Gegenwart gehört, mit einer fabelhaften Kunst des Aufbaues und der Psychologie in dem starken Bande, der den Leser nicht einen Augenblick ermüden läßt." *Der Türmer*.

— DER VERBORGENE HERBST. Roman. Zweite Auflage. In Halbleinen M. 5.—.



FELIX TIMMERMANS: DAS JESUSKIND IN FLANDERN. Aus d. Flämischen übertr. von *Anton Kippenberg*. 9.—13. Tausend. In Halbleinen M. 6.—.

*— PALLIETER. Aus dem Flämischen übertragen von *Anna Valeton-Hoos*. 16.—20. Tausend. In Leinen M. 6.—.

*— DAS LICHT IN DER LATERNE. Erzählungen. Übertrag. v. *Anna Valeton-Hoos*. Mit Zeichngn. d. Verfassers. In Lein. M. 6.—.
Den vielen Freunden Timmermans, die sein „Jesuskind", den „Pallieter", die „Jungfer Symforosa" und das „Triptychon" kennen und lieben gelernt haben, werden diese neuen köstlichen und gemütvollen Erzählungen, die der Dichter selbst mit kleinen Zeichnungen geschmückt hat, willkommen sein.

AUGUST VERMEYLEN: DER EWIGE JUDE. Aus dem Flämischen übertragen von *Anton Kippenberg*. Mit 12 Holzschnitten von *Frans Masereel*. Zweite Auflage. In Halbleinen M. 6.—.

*STEFAN ZWEIG: AMOK. Novellen einer Leidenschaft. 33. bis 45. Tausend. In Halbleinen M. 7.—.

*— ERSTES ERLEBNIS. Vier Geschichten aus Kinderland. 20. bis 22. Tausend. In Halbleinen M. 7.—.

*— DREI MEISTER (Balzac — Dickens — Dostojewski). 16. bis 20. Tausend. In Leinen M. 7.—.

*— DER KAMPF MIT DEM DÄMON (Hölderlin — Kleist — Nietzsche). 11.—22. Tausend. In Leinen M. 7.50.
Im neuen „Drei-Meister-Buch" Zweigs sind drei dichterische Gestalten dargestellt als Typus des vom Dämon in heroischen Untergang gerissenen Künstlers. Kunst der Nachfühlung eint sich hier vollendet mit Kunst der Gestaltung.

— GESAMMELTE GEDICHTE. In Halbleinen M. 6.50; in Halbpergament M. 9.—.

WERKE DER WELTLITERATUR

ÄLTESTE DEUTSCHE DICHTUNGEN. In gegenübergestellter Ursprache u. Übertrag. Herausgeg. v. *Karl Wolfskehl* u. *Friedrich von der Leyen*. Dritte Aufl. In Halbln. M. 7.—; in Hlbperg. M. 10.—.
In diesen Gedichten lebt fort die heldenhafte und tragische Selbstüberwindung der Germanen, urältestes Heidentum, die beschwörende Macht des Zaubers, das kindliche und gläubige Vertrauen auf Gottes Segen, das holdeste Wesen Unserer lieben Frau, sowie das starke männliche Christentum der ersten Kreuzzüge.

DER ROMAN VON TRISTAN UND ISOLDE. Erneut von *Josef Bédier*. 15.—18. Tausend. In Leinen M. 6.50.

*DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI. Übertrag. v. *Rudolf G. Binding*. Mit 84 Initialen u. Einbandzeichng. v. *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 20.—22. Taus. In Leinen M. 6.50

GIOVANNI DI BOCCACCIO: DAS DEKAMERON. Übertragung von *Albert Wesselski*, unt. Neugestaltung der Gedichte v. *Theodor Däubler*. Eingeleitet v. *André Jolles*. Dünndruckausgabe in einem Bande (1100 Seit.). 31.—35. Taus. In Lein. M. 10.—; in Led. M. 18.—.

BRILLAT-SAVARIN: PHYSIOLOGIE DES GESCHMACKS In gekürzter Form übertragen von *Emil Ludwig*. Mit den Holzschnitten der französischen Ausgabe von 1864. Zweite Auflage. In Halbleinen M. 5.—; in Halbleder M. 8.—.

GOTTFRIED AUGUST BÜRGER: MÜNCHHAUSEN. Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzüge u. lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. Mit den Holzschnitten v. *Gustav Doré*. 10.u.11.Taus. In Halbln.M.10.–; in Halbpg.M.15.–.

CERVANTES: DER SCHARFSINNIGE RITTER DON QUIXOTE VON DER MANCHA. Vollständige deutsche Ausgabe in zwei Bänden auf Dünndruckpapier. Mit einem Essay von *Turgenjeff* und einem Nachwort von *André Jolles*. 12.—15. Tausd. In Leinen M. 16.—; in Leder M. 30.—.

DEUTSCHE ERZÄHLER. Ausgewählt und eingeleitet von *Hugo von Hofmannsthal*. 9.—13. Tausend. Drei Bände. In Pappband M. 14.—; in Leinen M. 20.—; in Halbleder M. 30.—.

GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Übertragen von *Bernhard Jolles*. Liebhaber-Ausgabe. Mit 23 Taf. in Lichtdruck. 12.—14. Tausend. In Leinen M. 20.—.

— Kleine Ausgabe. Mit 20 Porträts und Szenenbildern in Autotypie. 69.—76. Tausd. In Leinen M. 7.50; in Halbleder M. 11.—.

GOGOL: TSCHITSCHIKOWS REISEERLEBNISSE ODER DIE TOTEN SEELEN. Roman. Aus dem Russischen übertragen von *H. Röhl*. In Pappband M. 4.50; in Halbpergament M. 7.—.

ALS DER GROSSVATER DIE GROSSMUTTER NAHM. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Fünfte, erweiterte Auflage. In Pappband M. 6.—; in Halbleder M. 10.—.

Die Sammlung ist nicht nur eine Fundgrube verschollener Gedichte und Lieder, sondern ein lebendiges Buch für den Liebhaber alter Zeiten, der sich beim beschaulichen Blättern der reichen Großvaterschätze freuen wird.

*WILHELM HEINSE: APHORISMEN. (Aus Düsseldorf. Von dei italienischen Reise. Aus Mainz.) Herausgegeben von *Albert Leitzmann*. Drei Bände. In Leinen M. 24.—.

— ARDINGHELLO UND DIE GLÜCKSEELIGEN INSELN. Vierte Auflage. In Leinen M. 6.50.

E. T. A. HOFFMANN: PRINZESSIN BRAMBILLA. Ein Capriccio nach *Jacob Callot*. Buchstabengetreuer Nachdruck der Originalausgabe mit Wiedergabe in Lichtdruck von Kupfern nach *Callot*schen Originalblättern. Dritte Auflage. In reichvergoldetem Pappband M. 10.—.

Dieses Capriccio knüpft an eine kleine Sammlung Callotscher Radierungen an und gibt den bald verwunderlichen, bald tollen Posituren der fratzenhaften Gestalten des lothringischen Maler-Radierers einen bis dahin ungeahnten Sinn und Zusammenhang und erfaßt und gestaltet sie als märchenhafte Abenteuer der Prinzessin Brambilla gerade in dem Moment, „als sie, Luftbilder des aufgeregten Geistes, in nichts verschwimmen wollten".

HOMERS ODYSSEE. Neu übertragen von *Rudolf Alexander Schröder*. 21.—25. Tausend. In Halbleinen M. 5.—.

*GOTTFRIED KELLER: DER GRÜNE HEINRICH. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. 19.—21. Tausend. In Leinen M. 10.—; in Leder M. 18.—.

ARNOLD KORTUM: DIE JOBSIADE. Ein komisches Heldengedicht in drei Teilen. Mit den Bildern der Originalausgabe und einer Einleitung in Versen von *Otto Julius Bierbaum*. 9. bis 11. Tausend. In Pappband M. 6.—; in Schweinsleder M. 18.—.

GIACOMO LEOPARDI: AUSGEWÄHLTE WERKE. Plan und Einleitung von *Leonello Vincenti*. Übertragung von *Ludwig Wolde*. In Leinen M. 6.50.

Wem Illusion mehr ist als Wirklichkeit, so sagt Emil Ludwig in seiner Besprechung des Buches, Schwermut und Heiterkeit verschwistert sind, wem der gegenwärtige Augenblick stets schon vergänglich ist, wer unter der Schwelle des Humors eine nicht zu bannende Frage fühlt, der greife zu diesem Buch, das er wie einen Schatz bewahren wird.

DER NIBELUNGE NOT. KUDRUN. Herausgegeben von *Eduard Sievers*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 7.—; in Leder M. 14.—.

ABBÉ PRÉVOST: GESCHICHTE DER MANON LESCAUT UND DES CHEVALIER DES GRIEUX. Übertragen von *Rudolf G. Binding*. Fünfte Auflage. In Pappband M. 5.—.

— Illustrierte Ausgabe mit den 8 Kupfern von *J. J. Coiny* aus der Ausgabe von 1797. In Halbleder M. 14.—; in Saffianleder (Handband) mit reich. Vergoldung unt. Benutzung alter Stempel M. 50.—.

*J. J. ROUSSEAU: BEKENNTNISSE. Unverkürzt aus dem Französischen übertragen von *Ernst Hardt*. Zweite Auflage. In Leinen M. 10.—; in Leder M. 18.—.

HANS SACHS: AUSGEWÄHLTE WERKE (Gedichte und Dramen). Mit 60 Holzschnitten nach *Dürer, Beham* u. a. 7.—10. Tausend. Zwei Bände. In Halbln. M. 15.—; in Halbperg. M. 20.—.

*FRIEDRICH VON STENDHAL (HENRI BEYLE): ROT UND SCHWARZ. Roman. Übertragen von *Arthur Schurig*. Auf Dünndruckpapier. 10.—14. Tausd. In Lein. M. 9.—; in Led. M. 16.—.

*— VON DER LIEBE. Übertragen von *Arthur Schurig*. Auf Dünndruckpapier. 11.—13. Tausend. In Leinen M. 8.—; in Leder M. 15.—.

— DAS LEBEN EINES SONDERLINGS. Übertragen von *Arthur Schurig*. Auf Dünndruckpapier. 6.—8. Tausend. In Leinen M. 9.—; in Leder M. 16.—.

*— DIE KARTAUSE VON PARMA. Roman. Übertragen von *Otto Freiherrn von Taube*. In Leinen M. 9.—; in Leder M. 16.—.

Zu den vier in gleicher Ausstattung vorliegenden Bänden werden im nächsten Jahre noch drei weitere erscheinen, durch die eine siebenbändige Ausgabe der *Werke Stendhals* abgeschlossen werden wird.

VOLTAIRES ERZÄHLUNGEN. Übertragen und eingeleitet von *Ernst Hardt.* Zweite Auflage. In Lein. M. 7.50; in Halbled. M. 11.—.

*EMILE ZOLA: ROM. Roman. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande (1000 Seiten). In Leinen M. 10.—.

FAKSIMILE- UND VORZUGS-AUSGABEN

JOHANN SEBASTIAN BACH: DIE MATTHÄUSPASSION. Faksimile-Ausgabe der Handschrift in zweifarbigem Lichtdruck. Einmalige Auflage in 500 numerierten Exemplaren. In Halbleinen M. 65.—; in Halbleder M. 90.—; in reichvergoldetem Ganzlederhandband M. 120.—.

— HOHE MESSE IN H-MOLL. Faksimile-Ausgabe der Handschrift. Einmalige Auflage in 500 numerierten Exemplaren. In Halbpergament M. 75.—; Ganzlederhandband M. 125.—.

Die Herstellung von Faksimile-Ausgaben der Handschriften zu den beiden berühmtesten Chorwerken Bachs war seit Jahren von der Musikforschung und allen Bachfreunden erhofft; durch die Verwirklichung dieses Wunsches ist nun das Bild der schon in Zerfall übergegangenen Originale auch künftigen Generationen erhalten geblieben.

*DEFENSORIUM IMMACULATAE VIRGINITATIS. Farbige Faksimile-Ausgabe des in der Münchener Staatsbibliothek befindlichen Blockbuches aus dem Jahre 1470. 500 numerierte Exemplare. In Halbpergament M. 70.—; in Pergament M. 90.—.

*DAS BUCH VON DEM ENTKRIST. Farbige Faksimile-Ausgabe des in der Münchener Staatsbibliothek befindlichen Blockbuches vom Antichrist aus dem 15. Jahrhundert. 500 numerierte Exemplare. In Halbpergament M. 80.—; in Pergament M. 100.—.

*DIE MANESSESCHE HANDSCHRIFT. Faksimile-Ausgabe des in der Heidelberger Universitätsbibliothek befindlichen Originals in vielfarbigem Lichtdruck. Sechs Lieferungen. Subskriptionspreis bis zum Erscheinen der ersten Lieferung: je M. 500.—. Der Bezug der ersten verpflichtet zur Abnahme der folgenden. Die erste Lieferung wird im November erscheinen.

*R. L. STEVENSON: DAS FLASCHENTEUFELCHEN. Erzählung. Übertragen von *Li Wegner.* Mit 25 Holzschnitten von *Hans Alexander Müller.* Vorzugsausgabe in 120 numerierten Stücken auf Japanpapier, vom Künstler signiert. In Halbpergament M. 18.—; in Leder M. 30.—.

*PAUL VALÉRY: GEDICHTE. Übertragen von *Rainer Maria Rilke.* Gedruckt in 450 numerierten Stücken auf der Cranach-Presse in Weimar. Nr. 1—50 auf Japanpapier, in Saffianleder (Handband) M. 60.—; Nr. 51—450 auf Büttenpapier, in Halbpergament M. 30.—.



DER DOM
BÜCHER DEUTSCHER MYSTIK

FRANZ VON BAADER: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Max Pulver*. In Halbleinen M. 7.—; in Halbpergament M. 9.—.

JAKOB BÖHME: AUSGEWÄHLTE SCHRIFTEN. Herausgeg v. *Hans Kayser*. 4.—7. Taus. In Hlbln. M. 7.50; i. Hlbprgt. M. 10.—.

GUSTAV TH. FECHNER: ZEND-AVESTA. Gedanken über die Dinge des Himmels und des Jenseits vom Standpunkte der Naturbetrachtung. Frei bearbeitet und verkürzt herausgeg von *Max Fischer*. 5.—7. Tausend. In Halbln. M. 7.50; in Halbperg. M. 10.—.

J. G. HAMANN: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Karl Widmaier*. In Halbln. M. 7.50; in Halbperg. M. 10.—.

HILDEGARD VON BINGEN: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Johannes Bühler*. In Halbleinen M. 7.—; in Halbpergament M. 9.—.

*JOHANNES KEPLER: KOSMISCHE HARMONIE. Auszugsweise übertragen von *W. Harburger*. In Halbleinen M. 8.—; in Halbpergament M. 10.—.

*MYSTISCHE DICHTUNG AUS SIEBEN JAHRHUNDERTEN. Herausgegeben von *Friedrich Schulze-Maizier*. In Halbleinen M. 9.—; in Halbpergament M. 11.—.
In allen Tönen vom triumphierenden Fortissimo bis zum stillen Andante wird hier um Ausdruck gerungen für das Tiefste, das der menschlichen Seele widerfahren kann: ihre Verschmelzung mit dem schöpferischen Wesenskern und göttlichen Urgrund.

*THEOPHRASTUS PARACELSUS: SCHRIFTEN. Herausgegeben von *Hans Kayser*. 4.—7. Tausend. In Halbleinen M. 9.—; in Halbpergament M. 12.—.

JAN VAN RUISBROECK: DIE ZIERDE DER GEISTLICHEN HOCHZEIT UND KLEINERE SCHRIFTEN. Herausgeg. von *Friedrich M. Huebner*. In Halbln. M. 7.—; in Halbperg. M. 9.—.

HEINRICH SEUSE: DEUTSCHE SCHRIFTEN. Ausgewählt und übertragen von *Anton Gabele*. In Halbleinen M. 6.50; in Halbpergament M. 8.50.

*JOHANN TAULER: PREDIGTEN. In Auswahl übertragen und eingeleitet von *Leopold Naumann*. In Halbleinen M. 6.50; in Halbpergament M. 8.50.

THEOLOGIA DEUTSCH. Herausgegeben und mit einer ausführlichen Einleitung über das Wesen der Mystik versehen von *Josef Bernhart*. 4.—6. Tausend. In Halbleinen M. 6.50; in Halbpergament M. 8.50.

BIOGRAPHIEN, BRIEFE UND LEBENSDOKUMENTE

*BETTINA VON ARNIM: DIE GÜNDERODE. Eingeleitet von *Hans Amelung*. 5.—7. Tausend. In Leinen M. 7.50.

LUDWIG VAN BEETHOVEN: BERICHTE DER ZEITGENOSSEN, BRIEFE U. PERSÖNLICHE AUFZEICHNUNGEN. Gesammelt und erläutert von *Albert Leitzmann*. Mit sechzehn Bildtafeln. Zwei Bände. In Halbleinen M. 12.—; in Halbleder M. 18.—.

*CLEMENS BRENTANO: FRÜHLINGSKRANZ. Aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Nachwort von *Paul Ernst*. Dritte Auflage. In Leinen M. 7.50.

DIE BRIEFE DER DIOTIMA AN HÖLDERLIN. Herausgegeben von *Carl Viëtor*. Mit der Abbildung einer Büste und dem Faksimile eines Briefes. 16.—20. Tausend. In Pappband M. 4.50; in Halbleder M. 7.—.

*DIE JUGENDFREUNDE DES „ALTEN MANNES“: JOHANN WILHELM UND FRIEDERIKE TUGENDREICH VOLKMANN. Nach Briefen und Tagebüchern herausgegeben von *Ludwig Volkmann*. Mit zwölf Lichtdrucktafeln. 4. u. 5. Tausend. In Pappband M. 7.—; in Halbleder M. 10.—.

„Jedem, der die ‚Jugenderinnerungen‘ kennt, sind auch die beiden Titelnamen dieses Ergänzungsbandes vertraut als die von innigen Freunden des Kügelgenschen Hauses. So darf er sich hier das gleiche versprechen, was uns jenes Buch so lieb gemacht hat: rein Menschliches mit seinen unvergänglichen sittlichen Werten auf bedeutsamem, kulturgeschichtlichem und künstlerischem Hintergrunde.“ *Westermanns Monatshefte.*

DIE FAMILIE MENDELSSOHN, 1729—1847. Nach Briefen und Tagebüchern herausgegeben von *Sebastian Hensel*. Achtzehnte Auflage. Mit 20 Bildtafeln. Zwei Bände. In Leinen M. 16.—; in Halbleder M. 24.—.

Das weitverbreitete Buch von der „Familie Mendelssohn“ behauptet seit langen Jahren sich einen hohen Platz in der deutschen Memoirenliteratur. Einen besonderen Schmuck dieser neuen zweibändigen Ausgabe bilden die bisher zum größten Teil unveröffentlichten Bilder, sie ergänzen anschaulich den Text, indem sie die verschiedenen Personen und Stätten, die in dem Buche eine wichtige Rolle spielen, darstellen.

WOLFGANG AMADE MOZART. Sein Leben, seine Persönlichkeit, sein Werk von *Arthur Schurig*. Mit 41 Bildtafeln und 3 Faksimiles. Zwei Bände. 5.—9. Tausend. In Leinen M. 20.—; in Halbleder M. 25.—.

„Schurig hat seinen eigenen Blick für Gestalt und Werk Mozarts und bietet mehr als eine objektive Darstellung. Einzelne Kapitel, wie die Jugendreisen, der Aufenthalt in Paris, die letzte Zeit vor dem Tode, lesen sich wie Teile eines spannenden Romans.“ *Prager Presse.*



NIETZSCHES BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Richard Oehler*. 21.—25. Tausend. In Leinen M. 5.50.

— BRIEFWECHSEL MIT ERWIN ROHDE. Herausgegeben von *Elisabeth Förster-Nietzsche* und *Fritz Schöll*. Dritte Auflage. In Halbleinen M. 7.—.

— BRIEFE AN PETER GAST. Herausgegeben von *Peter Gast*. Dritte Auflage. In Leinen M. 9.—.

*SAINT-SIMON: DER HOF LUDWIGS XIV. Nach den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon herausgegeben von *Wilhelm Weigand*. Übertragen von *Arthur Schurig*. Mit 34 zeitgenössischen Bildern. Dritte Auflage. In Leinen M. 24.—; in Halbleder M. 30.—.

SCHOPENHAUER: PHILOSOPHISCHE APHORISMEN. Aus dem handschriftlichen Nachlaß gesammelt sowie als Grundriß seiner Weltanschauung geordnet und herausgegeben von *Otto Weiß*. In Leinen M. 12.—; in Halbleder M. 15.—.

„Diese unmittelbar im Augenblicke der Intuition niedergeschriebenen Aphorismen sind eine literarische Schöpfung von höchstem künstlerischen Werte. Sie sind berufen, Schopenhauer und seine Lehre auch all denen nahezubringen, denen in der Unrast unserer Tage die Sammlung fehlt, seine philosophischen Hauptwerke durch die von ihm selbst als notwendige Bedingung geforderte beharrliche und weit ausholende innere Arbeit sich zu eigen zu machen."
Neue Freie Presse.

DEUTSCHE VERGANGENHEIT

NACH ZEITGENÖSSISCHEN QUELLEN HERAUSGEGEBEN VON *JOHANNES BÜHLER*

Jeder Band in Halbleinen M. 9.—; in Halbleder M. 12.—.

*DIE GERMANEN IN DER VÖLKERWANDERUNG. 6. bis 8. Tausend. Mit 16 Bildtafeln und einer Karte.

DAS FRANKENREICH. Mit 16 Bildtafeln und einer Karte.

KLOSTERLEBEN IM DEUTSCHEN MITTELALTER. Mit 16 Bildtafeln. 7.—11. Tausend.

DIE SÄCHSISCHEN UND SALISCHEN KAISER. Mit 16 Bildtaf.

*DIE HOHENSTAUFEN. Mit 16 Bildtafeln.

In der Auslese der zeitgenössischen Aufzeichnungen liegt die eigentliche Bedeutung dieser Sammlung. Das Unternehmen auf diese Weise zum Urquell deutschen Wesens heranzuführen und die Zeitgenossen selbst erzählen zu lassen, wie sie gekämpft, gearbeitet, gelitten und sich gefreut haben, bedarf keiner Rechtfertigung. Die Einleitungen geben eine knappe Darstellung der ganzen in einem Bande behandelten Zeit und eröffnen dem Leser den Weg zur selbständigen Beurteilung der Quellen.

BRIEFE · MEMOIREN · CHRONIKEN

AKSAKOWS FAMILIENCHRONIK. Nach *Raczynskis* Übertragung aus dem Russischen bearbeitet und erweitert von *H. Röhl.* In Pappband M. 5.—; in Halbleder M. 8.—.

CAROLINENS LEBEN IN IHREN BRIEFEN. Auf Grund der von *Erich Schmidt* besorgten Gesamtausgabe in Auswahl herausgegeben von *Reinhard Buchwald*, eingeleitet von *Ricarda Huch.* Mit 16 Bildtafeln. 6.—10. Tausend. In Leinen M. 7.—; in Halbleder M. 11.—.

FERDINAND CORTES: DIE EROBERUNG VON MEXIKO. Mit den eigenhändigen Berichten Cortes' an Kaiser Karl V. Mit zwei Bildnissen und einer Karte. Herausgegeben von *Arthur Schurig.* 6.—10. Taus. In Leinen M. 7.—; in Halbleder M. 11.—.

BRIEFE DER HERZOGIN ELISABETH CHARLOTTE VON ORLEANS (LISELOTTE). Herausgegeben von *Hans F. Helmolt.* Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M. 8.—; in Halbleder M. 12.—.

DIE BRAUTBRIEFE WILHELMS UND CAROLINENS VON HUMBOLDT. Herausgegeben von *Albert Leitzmann.* 10. bis 12. Tausend. In Leinen M. 7.—; in Halbleder M. 11.—.

MEMOIREN DER KAISERIN KATHARINA II. VON RUSSLAND. Übersetzt und herausgegeben von *Erich Boehme.* Mit 16 Bildtaf. 16.—19. Taus. In Lein. M. 8.—; in Halbled. M. 12.—.

*NAPOLEONS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Friedrich Schulze*, übertragen von *Hedwig Lachmann.* Mit 19 Bildern. In Leinen M. 7.50.

*ALEXANDER VON VILLERS: BRIEFE EINES UNBEKANNTEN. Ausgewählt und eingeleitet von *Wilhelm Weigand.* Mit 2 Bildnissen. In Leinen M. 9.—.

MEMOIREN DER MARKGRÄFIN WILHELMINE VON BAYREUTH. Deutsch von *Annette Kolb.* Mit 10 Bildtafeln. 9.—13. Tausend. In Leinen M. 8.—; in Halbleder M. 12.—.

KUNSTBÜCHER

CHODOWIECKI: VON BERLIN NACH DANZIG. Eine Künstlerfahrt im Jahre 1773. 108 Lichtdrucke nach den Originalen in der Akademie der Künste zu Berlin. Mit erläuterndem Text und einer Einführung von *Wolfgang von Oettingen.* In Pappband M. 12.—; in Halbleder M. 16.—.

CURT GLASER: DIE KUNST OSTASIENS. Der Umkreis ihres Denkens und Gestaltens. 6.—9. Tausend. Mit 36 ganzseitigen Bildtafeln. In Halbleinen M. 10.—; in Halbpergament M. 12.—.



KAKUZO OKAKURA: DIE IDEALE DES OSTENS. Übertragen von *Marguerite Steindorff*. 6.—10. Tausend. In Pappband M. 5.—.

ERNST REISINGER: GRIECHENLAND. Schilderung deutscher Reisender. 11.—15. Tausend. Mit 90 Vollbildern, davon 62 nach Aufnahme der Preußischen Meßbildanstalt. In Halbleinen M. 7.50.

RAINER MARIA RILKE: AUGUSTE RODIN. Mit 96 Bildtafeln. 41.—45. Tausend. In Halbleinen M. 7.50.

KARL SCHEFFLER: DEUTSCHE MALER UND ZEICHNER IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT. Mit 78 Bildtafeln. 10.—12. Tausend. In Halbleinen M. 12.—; in Halbpergt. M. 15.—.

*— ITALIEN. Tagebuch einer Reise. Mit 118 Bildtafeln. 13. bis 15. Tausend. In Halbleinen M. 16.—; in Halbpergament M. 20.—.

*— PARIS. Notizen. Mit 87 Bildtafeln. 4.—6. Tausend. In Halbleinen M. 16.—; in Halbpergament M. 20.—.

*— DER GEIST DER GOTIK. Mit 103 Vollbildern. 36. bis 40. Tausend. In Halbleinen M. 7.50.

HERMANN UHDE-BERNAYS: ANSELM FEUERBACH. Mit 80 Vollbildern nach Gemälden und Handzeichnungen *Feuerbachs*. 11.—15. Tausend. In Halbleinen M. 6.—.

KARL VOLL: DIE ALTNIEDERLÄNDISCHE MALEREI VON JAN VAN EYCK BIS MEMLING. Ein entwicklungsgeschichtlicher Versuch. Mit 63 Vollbildern. Zweite, verbesserte Auflage. In Halbleinen M. 10.—; in Halbpergament M. 14.—.

EMIL WALDMANN: ALBRECHT DÜRERS LEBEN UND KUNST. Drei Teile in einem Bande. Mit 240 Vollbildern nach Gemälden, Stichen, Holzschnitten und Handzeichnungen des Meisters. In Halbleder M. 18.—.

Einzeln sind mit je 80 Tafeln zum Preise von M. 5.— in Halbleinen erschienen:

Albrecht Dürer — Dürers Stiche und Holzschnitte — Dürers Handzeichnungen.

FRIEDRICH WASMANN: EIN DEUTSCHES KÜNSTLERLEBEN, von ihm selbst geschildert. Herausgegeben von *Bernt Grönvold*. Mit 107 Lichtdrucktafeln. In Leinen M. 12.—.

*JOACHIM WINCKELMANN: KLEINE SCHRIFTEN UND BRIEFE. Herausgegeben von *Hermann Uhde-Bernays*. Zwei Bände. Mit 22 Bildtafeln. In Halbpergament M. 18.—.

Diese neue Ausgabe will den Heutigen vor allem den dichterischen Gehalt von Winckelmanns Schaffen nahebringen. Sie enthält seine kleineren selbständigen Schriften über die Kunst sowie eine Auswahl seiner schönsten Briefe, eingeleitet durch einen Essay von *Uhde-Bernays* über das Dreigestirn der hellenischen Deutschen: Winckelmann — Hölderlin — Marées.

DEUTSCHE MEISTER

EINE MONOGRAPHIENREIHE, HERAUSGEGEBEN VON *KARL SCHEFFLER* UND *CURT GLASER*

LUKAS CRANACH. Von *Curt Glaser*. 6.—10. Taus. Mit 117 Abbildungen. In Halbleinen M. 10.—; in Halbpergament M. 14.—.

ALBRECHT DÜRER. Von *Max Friedländer*. Mit 115 Abbildgn. In Halbleinen M. 10.—; in Halbpergament M. 14.—.

PHILIPP OTTO RUNGE. Sein Leben und sein Werk. Von *Paul Ferdinand Schmidt*. Mit 80 Bildtafeln. In Halbleinen M. 10.—; in Halbpergament M. 14.—.

ALBRECHT ALTDORFER. Von *Hans Tietze*. Mit 127 Abbildungen. In Halbleinen M. 10.—; in Halbpergament M. 14.—.

KARL FRIEDRICH SCHINKEL. Von *August Grisebach*. Mit 110 Abbildungen. In Halbleinen M. 10.—; in Halbpgt. M. 14.—.

DIE ANFÄNGE DER TAFELMALEREI. Von *Wilh. Worringer*. Mit 126 Abbildungen. In Halbleinen M. 14.—; in Halbpgt. M. 18.—.

*DEUTSCHE BILDHAUER DES DREIZEHNTEN JAHRHUNDERTS. Von *Hans Jantzen*. Mit 136 Abbildungen. In Leinen M. 15.—; in Halbpergament M. 18.—.

*PETER VISCHER DER ÄLTERE U. SEINE WERKSTATT. Von *Simon Meller*. Mit 110 Abbildungen. In Leinen M. 15.—.

Ein ausführlicher illustrierter Prospekt über das ganze Programm der Sammlung wird auf Wunsch vom Verlag unberechnet geliefert.

MÄRCHEN, SAGEN UND LEGENDEN

*HANS CHRISTIAN ANDERSEN: MÄRCHEN. Unter Benutzung der von *Andersen* selbst besorgten deutschen Ausgabe übertragen von *Mathilde Mann*. Mit farbig gedruckten Initialen von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. Zwei Bände. 14.—16. Tausend. In Leinen M. 18.—; in Halbleder M. 22.—.

DIE MÄRCHEN DER BRÜDER GRIMM. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 7.—10. Tausend. In Leinen M. 16.—; in Halbleder M. 22.—.

WILHELM HAUFF: MÄRCHEN. Vollständige Ausgabe. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen, des Titels und des Einbandes von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 5.—8. Tausend. In Leinen M. 8.—; in Halbleder M. 12.—.

GESTA ROMANORUM. Das älteste Märchen- und Legendenbuch des christlichen Mittelalters. Ausgewählt von *Hermann Hesse*. 8.—10. Tausend. In Leinen M. 7.—; in Halbleder M. 10.—.

DER HEILIGEN LEBEN UND LEIDEN, das sind die schönsten Legenden aus den deutschen Passionalen des 15. Jahrhunderts. Ausgewählt und übertragen von *Severin Rüttgers*. Mit zahlreichen Holzschnitten. In Halblein. M. 9.—; in Halbperg. M. 12.—.

DAS VOLKSBUCH VON DER SCHÖNEN MELUSINE. Mit den Holzschnitten und nach dem Text des ältesten Druckes von 1474 herausgegeben durch *Severin Rüttgers*. In Pappb. M. 4.50.

DIE ERZÄHLUNGEN AUS DEN TAUSENDUNDEIN NÄCHTEN. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden. Zum ersten Male nach dem arabischen Urtext der Calcuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von *Enno Littmann*. Erster, zweiter und dritter Band. Je in Leinen M. 10.—; in Leder M. 18.—.
Der vierte Band wird Ende des Jahres erscheinen.

DIE SCHÖNSTEN GESCHICHTEN AUS TAUSEND UND EINER NACHT. Volksausgabe in einem Band. 11.—14. Tausend. In Halbleinen M. 8.—; in Halbleder M. 12.—.

*TAUSEND UND EIN TAG. Orientalische Erzählungen. Ausgewählt und eingeleitet von *Paul Ernst*. Übertragen von *Felix P. Greve* und *Paul Hausmann*. 4.—7. Tausend. Zwei Bände. In Leinen M. 20.—; in Leder M. 36.—.
Die beiden Bände bilden, in völlig gleicher Ausstattung, eine wundervolle Ergänzung der großen sechsbändigen 1001-Nacht-Ausgabe.

DIE VIER ZWEIGE DES MABINOGI. Ein keltisches Sagenbuch. Deutsch von *Martin Buber*. Zweite Aufl. In Halblein. M. 4.50.
Diese vier Erzählungen sind das reifste und bedeutendste Werk keltischer Erzählungsprosa, das auf uns gekommen ist. Sie gehören einem alten Sagenbestande an, der im zehnten und elften Jahrhundert Gestalt gewann und mit keinem andern Werk der Weltliteratur verglichen werden kann als der jüngeren Edda. Sie sind von Barden aufgezeichnete keltische Stammessagen, fast die einzigen Reste einer gewaltigen, einst vorhandenen Zahl von Mythen und Mären.

REINKE VOSS, eene ole Geschichte, nee vertellt von *Christian Heinrich Kleukens*. Mit zahlreichen Holzschnitten. Zweite Auflage. In Halbleinen M. 3.50; in Halbpergament M. 5.—.

GUSTAV SCHWAB: DIE SCHÖNSTEN SAGEN DES KLASSISCHEN ALTERTUMS. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden, besorgt von *Ernst Beutler*. 6.—8. Tausend. In Halbleinen M. 15.—.

*OSCAR WILDE: DIE ERZÄHLUNGEN UND MÄRCHEN. Mit 10 Vollbildern sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von *Heinrich Vogeler-Worpswede*. 123.—132. Tausend. In Halbleinen M. 5.—; in Halbpergament M. 7.50; in Leder M. 15.—.

4-MARK-BÜCHER

Jeder Band auf schönem Papier gedruckt und in Ganzleinen mit echter Vergoldung gebunden.

BEETHOVENS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Albert Leitzmann.* 26.—31. Tausend.

FICHTES REDEN AN DIE DEUTSCHE NATION. Revidierte Ausgabe von *Rudolf Eucken.* 25.—29. Tausend.

*GOETHES BRIEFE AN FRAU VON STEIN. Herausgegeben von *Julius Petersen.* Mit sechs Silhouetten. 21.—30. Tausend.

*DIE BRIEFE DES JUNGEN GOETHE. Herausgegeben und eingeleitet von *Gustav Roethe.*

BRIEFE VON GOETHES MUTTER. Ausgewählt und eingeleitet von *Albert Köster.* Mit einer Silhouette der Frau Rath. 58. bis 63. Tausend.

WILHELM VON HUMBOLDT: BRIEFE AN EINE FREUNDIN (Charlotte Diede). In Auswahl herausgegeben von *Albert Leitzmann.* 21.—26. Tausend.

KANT-AUSSPRÜCHE. Herausgegeben von *Raoul Richter.* 11. bis 14. Tausend.

*KLEISTS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Friedrich Michael.*

DES KNABEN WUNDERHORN. Ausgewählt und eingeleitet von *Friedrich Ranke.* Mit Titelbild nach der ersten Ausgabe. 16. bis 20. Tausend.

MOZARTS BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Albert Leitzmann.* 21.—26. Tausend.

*ADALBERT STIFTERS ERZÄHLUNGEN. Ausgewählt und eingeleitet von *Felix Braun.*

DIE INSEL-BÜCHEREI

Jeder Band in farbigem Pappband M. 1.—.

Die Sammlung umfaßt 383 Bände und enthält Novellen, Erzählungen, Gedichte, Dramen, Sagen, Märchen, Essays, Kunstbücher u. a.

Eine Anzahl Bände ist auch in Leder gebunden zum Preise von je M. 7.— lieferbar.

Vollständige Verzeichnisse unberechnet.



DIE BIBLIOTHEK DER ROMANE

Jeder Band in Ganzleinen M. 5.—.

Der Neugestaltung der „Bibliothek der Romane" galt seit langer Zeit unsere besondere Sorgfalt. Ihrem Grundsatz entsprechend, die besten Romane aller Völker und Zeiten in würdiger Ausstattung zu bringen, wurden solche Bände, die dem Charakter der Sammlung nicht entsprachen, entfernt; andere, die seit längerer Zeit fehlten oder noch auf holzhaltigem Papier hergestellt waren, wurden in neuer Auflage gedruckt. Eine Anzahl großer Romane der Weltliteratur ist neu aufgenommen. Der Einband ist wieder gleichmäßig der schöne rote Ganzleineneinband mit echtem Goldaufdruck.

WILLIBALD ALEXIS: DIE HOSEN DES HERRN VON BREDOW. Vaterländischer Roman. 22.—26. Tausend.

*BALZAC: DIE CHOUANS. Übertragen von *Johannes Schlaf*.

Das erste Werk, das Balzac unter eigenem Namen herausgab. Mit einem Schlage wurde er berühmt. Die realistische Schilderung des Aufstandes der Vendée gegen die neuen revolutionären Machthaber des Landes und die darein verwobene Liebesgeschichte des Fräuleins von Verneuil mit dem jungen königstreuen General machen dies Buch zu einem der interessantesten Romane des großen Gestalters.

*— VATER GORIOT. Übertragen von *Gisela Etzel*.

Nicht nur das Einzelschicksal: die Tragödie des Pensionärs der Witwe Vauquer, eines alten Spießbürgers, der als Märtyrer der Vaterliebe an der Leidenschaft für seine Töchter zugrunde geht, gibt dem Roman seinen Reiz und seine Farbe, die Personen sind es, die neben ihm die Pension bevölkern und sich um den großen Amoralisten Vautrin, einen entsprungenen Galeerensträfling, den Wortführer des Romans, gruppieren.

DE COSTER: UILENSPIEGEL UND LAMME GOEDZAK Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von *Alber Wesselski*. 31.—40. Tausend.

— DIE HOCHZEITSREISE. Ein Buch von Krieg und Liebe. Zum ersten Male übertragen von *Albert Wesselski*. 31.—40. Tausend.

DANIEL DEFOE: ROBINSON CRUSOE. Nach der ältesten deutschen Übertragung. 11.—15. Tausend.

DOSTOJEWSKI: ARME LEUTE. 6.—10. Tausend.

— DER DOPPELGÄNGER. 11.—14. Tausend.

— AUS DEM DUNKEL DER GROSSSTADT. — HELLE NÄCHTE. 6.—10. Tausend.

— DAS GUT STEPANTSCHIKOWO. 6.—10. Tausend.

— AUFZEICHNUNGEN AUS EINEM TOTENHAUSE. 11. bis 15. Tausend.

*— SCHULD UND SÜHNE (RASKOLNIKOW). 36.—40. Tausd. Zwei Bände.

*— DER SPIELER. 22.—26. Tausend.

— DER IDIOT. 11.—15. Tausend. Drei Bände.

DOSTOJEWSKI: DER LEBENSLÄNGLICHE EHEMANN. — DIE FREMDE FRAU UND DER MANN UNTER DEM BETT. 6.—10. Tausend.

— DIE TEUFEL. 11.—15. Tausend. Drei Bände.

— WERDEJAHRE. 6.—10. Tausend. Zwei Bände.

*— DIE BRÜDER KARAMASOFF. 29.—33. Tausd. Drei Bände.

FLAUBERT: FRAU BOVARY. Übertragen von *Arthur Schurig*. 31.—35. Tausend.

— SALAMBO. Roman aus dem alten Karthago. Übertragen von *Arthur Schurig*. 26.—30. Tausend.

*LOUISE V. FRANÇOIS: DIE LETZTE RECKENBURGERIN. 59.—63. Tausend.

GRIMMELSHAUSEN: DER ABENTEUERLICHE SIMPLICISSIMUS. Vollständige Ausgabe. 21.—25. Tausend.

JENS PETER JACOBSEN: FRAU MARIE GRUBBE. Interieurs aus dem 17. Jahrhundert. Übertragen von *Mathilde Mann*. 26. bis 31. Tausend.

— NIELS LYHNE. Übertragen von *Anka Matthiesen*. 41. bis 45. Tausend.

GOTTFRIED KELLER: DAS SINNGEDICHT.

*SELMA LAGERLÖF: GÖSTA BERLING. Erzählung aus dem alten Wermland. Übertragen von *Mathilde Mann*. 43.—48. Tausd.

*PROSPER MÉRIMÉE: DIE BARTHOLOMÄUSNACHT. Roman aus den Tagen Karls IX. Übertragen von *Gertrud Ouckama Knoop*.

Das in Balzac maßlos ausbrechende Feuer des französischen Geistes erscheint in Prosper Mérimée gebändigt. Klassische Schönheit bei völliger Herzenskühle zeichnet seine Werke aus. Erst unsere Zeit, an Stendhal und Flaubert geschult, wird den großen Erzähler begreifen.

HENRI MURGER: DIE BOHÈME. Szenen aus dem Pariser Künstlerleben. 21.—25. Tausend.

CHARLES-LOUIS PHILIPPE: MARIE DONADIEU. Übertrag. von *Friedrich Burschell*.

SCHEFFEL: EKKEHARD. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert. 36.—40. Tausend.

WALTER SCOTT: DER TALISMAN. In der revidierten Übertragung von *August Schäfer*. 16.—20. Tausend.

*R. L. STEVENSON: DIE SCHATZINSEL. Ein Abenteurer-Roman. Übertragen von *Franz Franzius*.

Einer der spannendsten Abenteuerromane. Wer war eigentlich Kapitän Flint, und was hatte Billy Bones auf dem Kerbholz? Wir möchten es gerne wissen, aber es bleibt im Dunkeln. Wer aber der Seemann mit dem einen Bein, der grausame Schiffskoch John Silver war, und wer sein „Piaster, Piaster" schreiender Papagei, das werden wir, ob wir die „Schatzinsel" mit fünfzehn oder mit fünfzig Jahren zum ersten Male lesen, unser Leben lang nicht vergessen.



AUGUST STRINDBERG: DIE LEUTE AUF HEMSÖ. Übertragen von *Mathilde Mann*. 11.—20. Tausend.

*SWIFT: GULLIVERS REISEN. Vollständige Ausgabe, übertragen von *Franz Franzius*.

Hier liegt nun die vollständige Ausgabe der vier prachtvoll geschilderten Reisen Gullivers vor, ungekürzt und befreit von den Zutaten späterer Bearbeiter, als der bedeutendste utopische Roman des 18. Jahrhunderts.

TOLSTOI: KINDHEIT, KNABENALTER, JÜNGLINGSJAHRE. Übertragen von *H. Röhl*.

— ANNA KARENINA. Übertragen von *H. Röhl*. 31.—35. Taus. Zwei Bände.

— KRIEG UND FRIEDEN. Übertragen von *H. Röhl*. 19. bis 22. Tausend. Vier Bände.

— AUFERSTEHUNG. Übertragen von *Adolf Heß*. 30.—34. Tausd.

*— ERZÄHLUNGEN. Übertragen von *A. Eliasberg*, *A. Luther*, *K. Nötzel* und *H. Röhl*. Vier Bände.

TURGENJEFF: VÄTER UND SÖHNE. In der vom Dichter selbst revidierten Übertragung. 22.—27. Tausend.

FRIEDRICH THEODOR VISCHER: AUCH EINER. Eine Reisebekanntschaft. 11.—15. Tausend.

OSCAR WILDE: DAS BILDNIS DES DORIAN GRAY. Übertragen von *Hedwig Lachmann* und *Gustav Landauer*. 36. bis 39. Tausend.

EMILE ZOLA: GERMINAL. Übertragen von *Johannes Schlaf*.

— NANA. Übertragen von *Karl Lerbs*.

— DAS WERK. Übertragen von *Johannes Schlaf*.

— DER ZUSAMMENBRUCH. Übertragen von *Franz Franzius*.

*— DOKTOR PASCAL. Übertragen von *Ernst Hardt*.

Mit der Schilderung vom Kampf des greisen Gelehrten gegen die unheilvollen Vererbungseinflüsse in seiner Familie und von der Liebe zu seiner Nichte Klothilde, die er mit der Heiligung der Arbeit und des Denkens erzieht zur kraftvollen Mutter eines neuen Geschlechts, endet Zolas oft wegen seiner Düsterkeit getadeltes Lebenswerk mit echter Symbolik in frohem Optimismus.

Über die Tätigkeit des Verlages unterrichtet fortlaufend:

DAS INSELSCHIFF

Eine Zeitschrift für die Freunde des Insel-Verlags.

Jährlich 4 Hefte zum Preise von zusammen M. 2.50.

Einzelheft 75 Pf.

INHALT

*

BILDER

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig


Stanford University Libraries
3 6105 010 671 282

